Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 10 | Oktober 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Wohnungsbaupläne nicht zu erfüllen

1960 höchstens 625 Häuser in den gesamten Westgebieten

Eine aufschlußreiche Meldung über den geplanten und tatsächlichen Umfang des Wohnungsbau in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen im Jahre 1960 bringt das Kösliner Parteiorgan „Glos Koszalinski". Danach sieht der diesjährige Plan die Fertigstellung von nicht mehr als 23 500 Räumen einschließlich Küchen (!) in den acht „Wojewodschaften" Allenstein, Danzig, Köslin, Stettin, Breslau und Oppeln vor.

Bei einer Durchschnittsgröße von vier Räumen — drei Zimmer und Küche — ergibt dies eine Planzahl von rund 6000 Wohnungen, die im laufenden Jahre in den gesamten Oder—Neiße—Gebieten geschaffen werden sollten. Aber auch dieser außergewöhnlich geringe geplante Wohnraum wird nicht fertiggestellt werden. Auf einer Sondersitzung polnischer Funktionäre in Warschau, an der neben Vertretern verschiedener Ministerien die Vorsitzenden der Präsidien aller „Wojewodschafts"-Nationalräte aus den Oder—Neiße—Gebieten teilnahmen, wurde festgestellt, daß im ersten Halbjahr 1960 allein 6034 Räume, d. h. nur 25,7 v. H. des Plansolls fertiggestellt wurden.

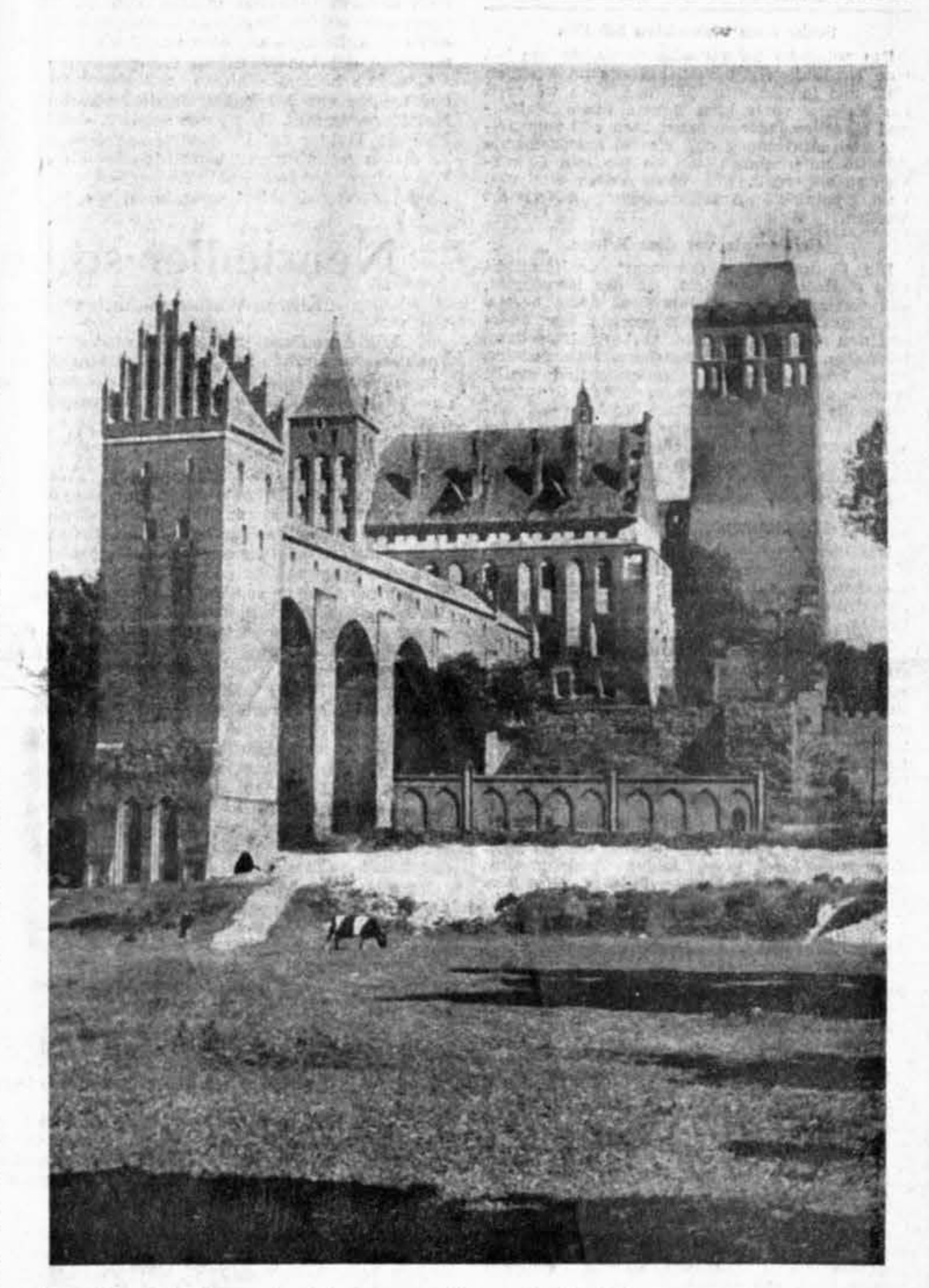
Nach übereinstimmenden Berichten der Vorsitzenden der Nationalrats-Präsidien liegen die Gründe für die Nichterfüllung der Baupläne vor allem in dem großen Mangel an Baustoffen, Baumaschinen und Baugeräten, daneben aber auch — wie z. B. im Verwaltungsbezirk Stettin — in einem „erheblichen Mangel an Arbeitskräften".

Aus den polnischen Angaben geht hervor, daß bis zum 31. Dezember 1960 insgesamt höchstens ca. 15 000 Wohnräume fertiggestellt sein werden. Umgerechnet auf Wohnungen — wiederum bei drei Zimmer und Küche — ergibt dies eine Zahl von 3750. Bei sechs Wohnungen in einem Haus bedeutet diese Zahl, daß im Jahre 1960 in allen polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen nicht mehr als etwa 625 Sechsfamilienhäuser erbaut werden.

Durch die aufschlußreichen polnischen Angaben wird im übrigen erklärt, wie berechtigt die Klagen polnischer Presseorgane sind, die verschiedentlich gemeldet haben, daß der Neubau von Wohnungen in den „Westgebieten" noch nicht einmal den Ausfall der infolge Vernachlässigung unbenutzbar werdenden Wohnhäuser ausgleicht. Angesichts der rund 625 Neubauten fällt ins Gewicht, daß allein in Breslau 90 große Wohnhäuser als „unmittelbar von Einsturzgefahr bedroht" bezeichnet worden sind. Hinzu kommen die Ausfälle infolge von Feuersbrünsten.

Für 100 Millionen Zloty Bazillen

Unter der Überschrift „Bazillen für 100 Millionen Zloty" berichtet die polnische Parteizeitung „Glos Olstynski", daß in letzter Zeit im südlichen Ostpreußen Milch im Werte von 100 Millionen Zloty weggeschüttet werden mußte, weil sie bakterienverseucht oder sonstwie verschmutzt war. Nach dem polnischen Bericht ist die in Südostpreußen aufkommende Milch zu 40 v. H. verschmutzt. Im Jahre 1958 seien in Allenstein allein binnen eines Vierteljahres Buttervorräte im Werte von 26 Millionen Zloty verdorben.



Heimat heute Schon von weither grüßt den Ankommenden das alte Ordensschloß Marienwerder. Der Blick aus der Weichselniederung zeigt das vertraute Bild der Stadt, so, wie es viele in der Einnerung bewahrten. Nur wenig entdeckt man von hier aus von der restlos vernichteten Altstadt und den Kriegsschäden.

Heimatrecht kein Argument

Neue exilpolnische Unterstützung für Gomulka in Oder-Neiße-Frage

Die „Exekutive der exilpolnischen Nationalen Vereinigung" hat sich in einer Erklärung gegen die „beunruhigenden revisionistischen Manifestationen" in der Bundesrepublik gewandt und sich in der Frage der Oder-Neiße eindeutig auf die Seite des Gomulka-Regimes gestellt.

Die Behauptung der heimatvertriebenen Politiker, daß die Oder-Neiße nur von den polnischen Kommunisten als endgültige deutsch-polnische Grenze gefordert werde, sei falsch. In Wirklichkeit sei es der „unerschütterliche Wille des gesamten polnischen Volkes", seinen gegenwärtigen territorialen Besitzstand zu erhalten. Mit Feststellungen, daß die im Hitler-Krieg gegen Polen begangenen Verbrechen durch die Vertreibung der Deutschen kompensiert worden seien, wollten die „Organisatoren der revisionistischen Manifestationen" — so heißt es in der Londoner Erklärung — die Deutschen lediglich von den Verbrechen reinwaschen, die sie begangen haben. Das „nebulose sog. Heimatrecht" sei kein rechtmäßiges Argument für eine Rückkehr in die Ostgebiete, da die Vertriebenen inzwischen vollständig in Westdeutschland assimiliert worden seien. Das Selbstbestimmungsrecht wiederum bedeute — in den Augen der Londoner Exilpolen — lediglich das Recht eines Volkes auf einen eigenen Staat, könne also von den Vertriebenen nicht in Anspruch genommen werden, weil sie in einem Staat lebten, mit dem sie sich voll und ganz solidarisierten.

Die exilpolnische Seite begründet die Notwendigkeit ihrer Erklärung mit der Tatsache, daß offizielle Vertreter der Bundesregierung an den „Manifestationen" teilgenommen oder ihnen „ihren Namen geliehen hätten", so daß man diese Demonstrationen nicht mehr als einen „Akt lediglich eines gesonderten Teiles der deutschen Bevölkerung" betrachten könne. Es sei deshalb zu hoffen, daß die Westmächte die gegenwärtige deutsch-polnische Grenze endgültig anerkennen. Auf dieser Grundlage werde es dann möglich sein, „richtige" nachbarliche Verhältnisse zwischen Deutschland und Polen im „Interesse des Weltfriedens" aufzubauen.

50 Schiffe für Export

60—70 Prozent der Schiffsproduktion Polens und der ehemaligen deutschen Ostgebiete ist für den Export bestimmt. In diesem Jahr muß Polen, um die abgeschlossenen Verträge einzuhalten, 50 Fischerei- und Handelsschiffe ausführen. Zu den Hauptabnehmern zählen die Sowjetunion, Rotchina, Indonesien und Brasilien. Auch ein Tanker von 35 000 DTW soll auf einer polnischen Werft bis 1965 gebaut werden.

Riesengebirge polnischer Nationalpark

Mit großen Worten hat man vor einiger Zeit das Riesengebirge zum „Polnischen Nationalpark" erklärt. Es fehlten auch nicht die großen Pläne, wie dieses landschaftlich so überaus reizvolle Gebiet zum Erholungszentrum werden könnte, das es einstmals war. Aber, wie immer, ist es auch hier beim Planen geblieben. Als „Erfolg" wertet man schon, daß es verboten ist, beim Wandern von den markierten Wegen abzuweichen. Bei Zuwiderhandlungen drohen Geldstrafen. Immerhin sind einige Wandergruppen mehr als in den vergangenen Jahren in diesem Sommer ins Riesengebirge gekommen, wenn auch längst nicht so viele, wie man gehofft hatte. Einzelwanderer gibt es nur wenige.

Mit Unterkünften und Verpflegung ist es noch immer recht mangelhaft bestellt. Obst oder irgendwelche Konserven sind in den vorhandenen Bauden kaum zu haben, wer ein Nachtquartier erhält, darf sich glücklich preisen. Der Bau neuer Schutzhütten ist gleichfalls nicht über das Planen hinausgekommen. Der schlechte Zustand der Zufahrtsstraßen dürfte ein weiterer Grund sein für die geringe Besucherzahl.

Schulung westlicher Ferienreisender

Nach der im vorigen Monat in Warschau stattgefundenen Tagung der Leiter der „Polonia", der Organisation der Polen im westlichen Ausland, an der auch der Vertreter der westdeutschen Emigrantenvereinigung „Zgoda" teilnahm und in deren Mittelpunkt die Einspannung der Auslandspolen in die Politik der Warschauer Regierung, namentlich in ihre Bemühungen um die Rechtfertigung der „Oder-Neiße-Friedensgrenze" standen, hat die Organisation ihre Beeinflussung eingeladener Auslandspolen merklich aktiviert. Die vor einigen Tagen in einem Sonderzug in Posen eingetroffenen 660 in der Bundesrepublik beheimateten Polen waren schon während der Fahrt der Warschauer Propaganda ausgesetzt. Ähnlich wird auch eine größere Gruppe von Kindern polnischer Bergarbeiter aus Frankreich und Belgien, die ihren Urlaub in Thorn verbringen, einer propagandistischen Bearbeitung unterworfen; intensiv werden sie während ihres Ferienaufenthaltes nicht nur in ihrer Muttersprache, sondern vor allem in neuer polnisch-kommunistischer Geschichte und in Wirtschaftsgeographie unterrichtet.

Schwerste Arbeiten für Frauen

Auf dem Staatsgut Taberlak, Kreis Angerburg in Ostpreußen, werden Frauen zu den schwersten Arbeiten herangezogen, obwohl dies durch einen Erlaß der polnischen Regierung verboten ist. Insbesondere sind hier schwangere Frauen zu Arbeiten eingesetzt worden, die weitaus größere Anstrengungen erforderten als die Arbeiten, die der Staatsgutdirektor Männern zuteilte. Dieser Direktor, so berichtet „Glos Olsztynski", habe es sogar abgelehnt, mit den Frauen über die Zuteilung leichterer Arbeiten auch nur zu verhandeln.

Getreidefrage noch brennendes Problem

Import-Plan weit überzogen — Verstärkte Mechanisierung soll künftig Abhilfe schaffen

Der Erste Sekretär der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", Wladyslaw Gomulka, hat kurz vor seiner Abreise nach New York, wo er an der Vollversammlung der Vereinten Nationen teilnimmt, in einer Rede vor dem 6. Plenum des Zentralkomitees der Partei erneut die Situation der polnischen Landwirtschaft dargestellt und dabei zugegeben, daß auch in absehbarer Zukunft „keine Lösung der Getreidefrage zu erwarten ist".

In dieser Rede, die in politischen Kreisen der polnischen Hauptstadt Aufsehen erregt hat, befaßt sich Gomulka insbesondere mit dem steigenden Importbedarf an Getreide, wobei er ausdrücklich bemerkte, daß es zu einem „Zusammenbruch der Versorgung" gekommen wäre, wenn in den letzten Jahren nicht die Importe weit über den hierfür seinerzeit aufgestellten Plan hinaus ausgedehnt worden wären. Auch in den nächsten Jahren werden die Getreideimporte in die Volksrepublik Polen und in die vor dem Kriege in der ganzen Welt als landwirtschaftliche Überschußgebiete bekannten Oder-Neiße-Provinzen in etwa der gleichen Höhe wie bisher fortgesetzt werden müssen. Gomulka erklärte hierzu, daß auch noch für das Jahr 1965 ein Getreideimport in Höhe von 1,5 Millionen Tonnen vorgesehen werden muß.

Wie in seiner kürzlich, anläßlich des polnischen Erntedanktages, gehaltenen Rede rief Gomulka, auch in seiner Rede vor dem Zentralkomitee der Arbeiterpartei wiederum die polnische Landwirtschaft auf, „sämtliche Reserven zu mobilisieren". Des weiteren müsse, so forderte er, die „Disproportion" zwischen der Entwicklung der pflanzlichen und der tierischen Produktion beseitigt werden. Wenn es auch gelungen sei, seit 1956 eine leichte Steigerung der Agrarproduktion zu erreichen, seien die Planziffern doch niemals erreicht worden. Besonders hänge die Produktion von Futtermitteln zurück. In den Jahren 1956—1960 sollten, Gomulkas Ausführungen zufolge, an sich allein 5,6 Millionen Tonnen Getreide importiert werden; in Wirklichkeit mußten die Importe demgegenüber um fast die Hälfte auf 8,1 Millionen Tonnen, als um 2,5 Millionen Tonnen erhöht werden.

Die Lage auf dem Gebiete der Versorgung mit Futtermitteln soll nun, so betonte Gomulka, auch dadurch gebessert werden, daß bis 1965 insgesamt 400 000 Zugpferde abgeschafft werden sollen. Deshalb soll eine verstärkte Mechanisierung der Landwirtschaft erfolgen.

Gomulka bemerkte hierzu, daß gegenwärtig ein Traktor auf 340 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche entfällt. Es ist nun geplant, daß bis 1965 ein Traktor auf 150 Hektar entfallen soll. Zu diesen Ausführungen bemerkten Beamte des Warschauer Landwirtschaftsministeriums u. a.: „Jeder kann sich selbst ausrechnen, wie es im einzelnen um die Landwirtschaft steht, wenn man die Ziffern der neuen Rekord-Getreide-Importe in Betracht zieht." Als besonders beunruhigend wird es betrachtet, daß der polnische Parteichef auch für die Zukunft keine wesentliche Besserung der Verhältnisse in Aussicht stellen konnte.

Dieser neuen Gomulka-Rede werden in der polnischen Hauptstadt Ausführungen gegenübergestellt, welche der Vorsitzende des polnischen Staatsrats, Zawadzki, kürzlich anläßlich des Besuches des Präsidenten der CSR, Novotny, zur Lage in der Landwirtschaft der Oder-Neiße-Gebiete vorgetragen hat. „Wir sind davon überzeugt", so erklärte Zawadzki gegenüber dem CSR-Präsidenten, „daß die Landwirtschaft der Westgebiete schon in nächster Zeit global die Vorkriegsergebnisse übertreffen wird". Gleichzeitig behauptete Zawadzki, daß die Produktion auf dem Felde der Erzeugung elektrischer Energie, der Förderung von Braunkohle, der Herstellung von Werkzeugmaschinen, von Eisenbahnwaggons und von Schwefelsäure in den Oder-Neiße-Gebieten bereits um ein mehr- oder vielfaches den Vorkriegsstand überschritten habe.

Zur Frage der Ausstattung der polnischen Landwirtschaft mit Maschinen und Geräten neuer polnischer Produktion erklärte „Slowo Powszechne" ironisch, es sei immerhin ein Fortschritt zu verzeichnen: Während bislang die Produzenten ebenso wie die Benutzer übereinstimmend der Meinung gewesen seien, daß die Qualität dieser Maschinen unzureichend sei, gingen jetzt die Ansichten auseinander, indem die Produzenten behaupteten, ihre Erzeugnisse seien gut, wohingegen die Abnehmer nach wie vor die Meinung verträten, sie seien weiterhin qualitativ schlecht.

Neusiedler scheuen Investitionen

„Küsten-Wojewodschaften" unter gesamtpolnischem Durchschnitt

Mit Ausnahme der „Wojewodschaft" Danzig liegen die polnisch verwalteten Küstengebiete Pommerns und Ostpreußens hinsichtlich der Bevölkerungsdichte und auch auf wirtschaftlichem Gebiet weit zurück, wie aus Angaben der Warschauer Monatsschrift „Gospodarka planowa" (Planwirtschaft) hervorgeht.

Die Bevölkerungsdichte betrug 1958 in der „Wojewodschaft" Stettin 57 Personen je qkm (Reg. Bez. Stettin 1939: 102,7), in der „Wojewodschaft Köslin 38 Personen je qkm (Reg.Bez. Köslin 1939: 53,0) und in der „Wojewodschaft" Allenstein 41 Personen je qkm (1939: 56,3). Der Grad der Industrialisierung sei in diesen drei „Wojewodschaften nur „gering", ebenso lägen die Ernteerträge je Hektar unter dem gesamtpolnischen Durchschnitt, stellt „Gospodarka planowa" fest.

Über die Entwicklung des Volkseinkommens in Pommern und im südlichen Ostpreußen macht die polnische Fachzeitschrift die folgenden sehr aufschlußreichen Ausführungen: „In einigen Wirtschaftszweigen sind in der Küstenregion in den letzten Jahren Erscheinungen der Dekapitalisierung (Entwertung) des unbeweglichen Vermögens aufgetreten, was auf unzureichende Aufwendungen für Instandsetzungsarbeiten und auf die Fluktuation der Siedler zurückzuführen ist. Diese Fluktuation trat bei der Verzögerung der Regelung der Eigentumsverhältnisse auf". „Gospodarka planowa" stellt also erneut fest, daß zahlreiche Gebäude verfallen, weil die polnischen Neusiedler Investitionen scheuen und stets geneigt sind, die ihnen zugewiesenen deutschen Gehöfte wieder zu verlassen.

Bei einem Vergleich der Situation in den „Küsten-Wojewodschaften" mit der Lage in sonstigen polnischen und polnisch verwalteten Gebieten kommt das polnische Fachorgan zu dem Ergebnis, die wirtschaftliche Leistung in den „Wojewodschaften" Stettin und Danzig könne als „mittelgut" bezeichnet werden, die „Wojewodschaften" Köslin und Allenstein-Ostpreußen seien jedoch nur „schwach bewirtschaftet".

100 000 Hektar Brachland

Einem Bericht des „Glos Olsztynski" zufolge, haben die „Parteisekretäre der Kreisverbände der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" im südlichen Ostpreußen eine Entschließung gefaßt, in der es u. a. heißt: „Es besteht die Notwendigkeit, die freien Böden, die sich in der Verwaltung der Staatsgüter und des Staatlichen Bodenfonds befinden, fest und voll zu bewirtschaften. In der Wojewodschaft Allenstein sind noch etwa 100 000 Hektar derartigen Bodens zu finden, gerade auf diesem Lande sollte man Staatsgüter errichten." Des weiteren wird gefordert, daß die polnischen Siedler das Saatgut in jedem vierten Jahre wechseln und die Düngung des Bodens verbessert und vermehrt wird. Auch die Weiden sollen in Zukunft besser gepflegt und der Haferanbau eingeschränkt werden.

Polnische Kriegsschiffe für Kuba

Als „Geräte zur Trockenlegung von Sümpfen" deklariert

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen liefert die Volksrepublik Polen Kriegsmaterial an die kubanische Regierung Fidel Castros. Wie in Washington bekannt geworden, hat Warschau in einem „Geheimen Zusatzprotokoll" zum polnisch-kubanischen Abkommen über die Lieferung von „Geräten zur Trockenlegung von Sümpfen" sich verpflichtet, Castro insgesamt 21 kleinere Kriegsschiffe zu liefern.

Nach den vorliegenden Berichten, die in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten mit lebhaftem Interesse verzeichnet wurden, handelt es sich dabei u. a. um sechs kleine Kampfboote des Typs PLK 55, die mit je vier Torpedorohren, zwei Geschützen kleinen Kalibers und zwei schweren Maschinengewehren bestückt sind. Diese sechs Boote sollen bis zum Mai 1962 geliefert werden. Des weiteren hat die kubanische Regierung den Bau von fünf Schnellbooten des Typs „Smuga" in Auftrag gegeben, die auf polnischen und polnisch verwalteten Werften hergestellt werden sollen. Diese Schnellboote dienen insbesondere der U-Boot-Bekämpfung. Sie werden mit Horchgeräten des Typs „Jun" ausgerüstet. Schließlich soll Polen noch zehn Landungsboote herstellen, die bereits bis zum Februar nächsten Jahres an Kuba zu liefern sind.

In Washington wird daraufhin eine Stornierung der Hilfslieferungen an Warschau erwogen. Die vorübergehende oder gänzliche Einstellung dieser amerikanischen Lieferungen — es handelt sich insbesondere um Getreide, Speiseöl etc. — würde aufgrund des kürzlich beschlossenen Zusatzes zum Auslandshilfe-Gesetz erfolgen, wonach die Vereinigten Staaten solchen Ländern keine Hilfe mehr gewähren, die Waffen an Kuba liefern. Die polnische Regierung hatte erst kürzlich erklärt, daß das polnisch-kubanische Abkommen keine Waffenlieferungen vorsehe. Warschau hatte auch behauptet, die nach Havanna zu liefernden Flugzeuge stellten kein Kriegsmaterial dar, sondern seien allein zur Verwendung in der kubanischen Landwirtschaft bestimmt.

Bisher sind 40 000 Tonnen kubanischer Rohrzucker in der Volksrepublik Polen eingetroffen. Nach polnischen Berichten werden in nächster Zeit weitere 75 000 Tonnen kubanischer Rohrzucker an Polen geliefert werden.

In politischen Kreisen der Hauptstadt der Vereinigten Staaten hat ein Telegrammwechsel besondere Beachtung gefunden, in dem die herzlichen Beziehungen zwischen Gomulka und Fidel Castro zum Ausdruck kamen. Castro dankte Gomulka „namens der kubanischen Revolution" für die Glückwünsche, die ihm der Erste Sekretär der polnischen Kommunisten anläßlich der Revolutionsfeiern in Havanna übermittelt hatte.

Tataren in Ostdeutschland angesiedelt

Einem Bericht der in Grünberg (Schlesien) erscheinenden polnischen Zeitschrift „Nadodrze" (An der Oder) zufolge, sind in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten in den letzten Jahren auch Tataren angesiedelt worden, die von den litauischen Tataren abstammen. Die Tataren seien in kleinen Gruppen über die gesamten Oder-Neiße-Gebiete verteilt; ihren zahlenmäßigen Schwerpunkt haben sie in der Gegend von Landsberg/Warthe. In Landsberg finden sie sich zusammen, — sie sind Mohammedaner — ihre religiösen Feste und Feiertage zu begehen. An solchen Tagen sei die Stadt Landsberg für die Tataren so etwas wie ein „kleines Mekka", heißt es in dem „Nadodrze"-Bericht weiter.

Baggerarbeiten weit im Rückstand

Nachdem der polnische Hafenkapitän von Danzig bereits im Jahre 1957 darüber Klage geführt hatte, daß infolge der Verschlammung des Hafenkanals an der „Biegung der fünf Pfiffe" größere Ozeandampfer nicht in den Hafen einlaufen können, berichtet nunmehr der „Dziennik Baltycki" über den Stand der diesbezüglichen Arbeiten. Danach ist bisher an der Biegung nur der Abschnitt BC des Schifffahrtskanals in Ordnung gebracht worden, wohingegen für den Abschnitt AB noch nicht einmal die Ausführungsgenehmigung des Warschauer Schiffahrtsministeriums vorliegt, geschweige denn, daß mit den Arbeiten begonnen worden wäre. Es fänden noch „Diskussionen technischen Charakters" statt, bemerkt der „Dziennik Baltycki" dazu.

Die in Danzig erscheinende polnische Zeitung „Glos Wybrzeza" beklagte es in diesem Zusammenhange, daß das staatliche Unternehmen für Bagger- und Unterwasserarbeiten „PRCiP" in Danzig nur über uralte Bagger verfügt, mit der einzigen Ausnahme des Baggers „Matwa", der im Jahre 1954 gebaut wurde. Die „archaischen" Bagger der PRCiP", insgesamt 15 an der Zahl, fielen oftmals aus, und zehn von ihnen sollen im nächsten Fünfjahresplan verschrottet werden. Die PRCiP stehe demgemäß mit einer halben Million m³ auszubaggernden Grundes im Rückstand

Kurzmeldungen aus der Heimat

Suche nach versenkten Schiffen

Das polnische Schwerindustrieministerium hat eine Großaktion gestartet, um alle im Frischen Haff und in den ostpreußischen Seen während des Krieges versenkten Schiffe sowie Waffen- und Munitionslager zu orten. Man will unmittelbar nach Auffindung der Wracks entsprechende Schritte unternehmen, um sie aus den Gewässern zu entfernen. Für diese Aktion sind u. a. auch polnische Amateurtaucher interessiert worden.

Größer als vor dem Kriege

Die Zeitung „Glos Olstynski" veröffentlicht eine statistische Übersicht, aus der hervorgeht, daß folgende Städte Ostpreußens heute bereits die Einwohnerzahl von 1939 erreicht bzw. überschritten haben: Allenstein, Seeburg, Landsberg, Nikolaiken, Mohrungen, Sensburg, Johannisburg, Arys, Preußisch-Holland, Korschen und Bialla. Noch in diesem Jahr sollen die Städte Guttstadt, Wormditt und Rosenberg die Vorkriegseinwohnerzahl erreichen. Die durch Kriegseinwirkung am schwersten heimgesuchten Städte Braunsberg, Neidenburg, Angerburg und Bischofstein sind gegenwärtig, im Vergleich zu 1939, bei weitem unterbevölkert.

12 Millionen für Schloßaufbau

Das Schloß in Preußisch-Holland soll mit einem Kostenaufwand von 12 Millionen Zloty wiederaufgebaut werden. Die Arbeiten werden voraussichtlich 1963 begonnen und mehrere Jahre dauern.

Handel Allenstein-Königsberg

Der Warenaustausch zwischen der Wojewodschaft Allenstein und dem Bezirk Königsberg steht kurz vor seinen Anlauf. Allenstein erhält von Königsberg Kühlschränke, elektrische Waschmaschinen, Photoapparate, Radios und Motorräder. Dafür wird Allenstein in den russisch verwalteten Teil Ostpreußens Bekleidung aller Art, Möbel, Äpfel und Getreidesaat exportieren.

Danziger Werft auf Hochtouren

Das 300. Schiff soll Ende Oktober bei der Danziger Werft vom Stapel laufen. Zugleich wird die Werft nach Angaben der Zeitung „Glos Wybrzeza" die millionste Schiffsraumtonne seit 1948 gebaut haben.

Großtanker auf Danziger Werft

Eine Serie von 19 000-Tonnen-Tankern baut gegenwärtig die Danziger Werft. Zwei Tanker sind für die Sowjetunion, zwei weitere für Rotchina bestimmt.

Krankenhausbau in Etappen

Ein Krankenhauskomplex von rund 150 Millionen Zloty (rund 150 Millionen Mark) soll in Allenstein errichtet werden. Das Bauvorhaben wird in Etappen ausgeführt, weil die finanziellen Mittel nicht auf einmal zur Verfügung stehen.

Danzig baut Verkehrsnetz aus

18 neue Straßenbahnwagen und 29 Autobusse sollen im nächsten Jahr in Danzig eingesetzt werden. Die Verkehrsbehörden planen nach einer Meldung der Zeitung „Glos Wybreza" außerdem eine O-Bus-Verbindung zwischen Danzig-Oliva und Zoppot.

Redaktioneller Hinweis:

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt der Staatlichen Lotterie-Einnahme Bernhard, Frankfurt/Main, bei, dem wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postf. - (Inhaber: Klinger-Verlag, München). Postscheckk.: München 161 000 (Klinger-Verlag, München).

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A - Allgemeine Ausgabe; Ausgabe B - mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C - mit Neue Ermländische Zeitung - erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. - Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. - Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung; in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel. 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. - Druck: Göttinger Druckerei und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Die polnische Presse zu Oder-Neiße-Problemen

Potsdamer Beschlüsse weitblickend

„Der Lauf der Ereignisse in der Bundesrepublik Deutschland beweist, wie weitblickend und zutreffend die vor 15 Jahren in Potsdam gefaßten Beschlüsse der Großmächte waren, die die deutsch-polnische Grenze an der Oder und Neiße verlegten und bestimmten, daß die deutsche Bevölkerung aus ganz Polen, einschließlich der deutschen Gebiete an der Oder und Ostsee, nach Deutschland zu überführen ist.

. . . Heute werden West- und Nordpolen von einer polnischen Bevölkerung bewohnt, welche die Regierung der Volksrepublik Polen als ihre Regierung anerkennt. Diese Tatsache schließt — neben den grundlegenden Bestimmungen von Potsdam — jeden Zweifel über die Souveränität Polens in den Gebieten aus, die von dieser Bevölkerung bewohnt sind."

ZACHODNIA AGENCJA PRASOWA, Posen

Neue Gemeinschaft ohne Beispiel

„. . . Eines ist unveränderlich, und zwar das, daß sich die neuen gemeinschaftlichen und örtlichen Bindungen vor allem auf Grund der engen Nachbarschaft anknüpfen (das betrifft nur die Dörfer) und endlich, daß die Stabilisierung der Ansiedler, genauer die Integration und Schaffung einer neuen Gemeinschaft in Ermland und Masuren, nicht nur eine komplizierte Angelegenheit, sondern auch ohne Beispiel ist. Kompliziert — durch die Vielheit der hier zusammentreffenden kulturellen Werte, und nicht nur der kulturellen. Und ohne Beispiel — weil diese neue Gemeinschaft aus mehreren Bevölkerungsgruppen (Ermländer, Masuren, Repatrianten aus der UdSSR nnd Ansiedler aus ganz Polen) gebildet wird, die verschiedene Kulturgüter und Traditionen haben, die im einzelnen nicht dominieren oder ‚autoritativ' hervortreten . . . Man kann den Grad der Festigung der Verhältnisse von verschiedenen Seiten und in bezug auf verschiedene Gruppen oder alles in allem untersuchen. Was die verschiedenen Probleme der Umsiedler hinsichtlich der Stabilisierung angeht, gibt es mehrere Gesichtspunkte:

Die Ansiedler bilden die zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe in der Woiwodschaft Olsztyn, d. i. Allenstein,

sie zeichnen sich durch eine große Spannkraft und Lebensenergie aus (diese Gruppe hat auch einen größeren Geburtenzuwachs als die Gruppe der einheimischen Bevölkerung oder die der Repatrianten),

die Ansiedler fühlen sich nicht ‚endgültig' angesiedelt, was sich in der objektiven Beweglichkeit dieser Gruppe bestätigt,

für die demographische und Wirtschaftspolitik Allensteins ist es nicht gleichgültig, ob die Ansiedler ein stabilisiertes Element sind oder sein werden."

TRYBUNA LUDU, Warschau

Jugend dominiert in Westgebieten

„Wie die letzten Berechnungen beweisen, ist die Bevölkerung unseres Landes sehr jung: 34,4 Prozent der Einwohner Polens sind 1 bis 15 Jahre alt.

Die meisten Jugendlichen wohnen in den sieben Woiwodschaften der Westgebiete. Von 7 447 400 Mennschen sind hier 2 889 900 Jugendliche im Alter von 1 bis 15 Jahren oder 38,8 Prozent der gesamten Einwohnerzahl. Einer Rekordverhältniszahl rühmt sich die Kösliner Woiwodschaft, wo auf 698 700 Jugendliche 297 400 Jugendliche entfallen, die in den vergangenen 15 Jahren geboren wurden."

SLOWO POLSKIE, Breslau

Nach 600jähriger Unfreiheit

„Der Oppelner Teil Schlesiens ist in bevölkerungspolitischer Hinsicht sicher das komplizierteste Gebiet Polens. Fast die Hälfte seiner Bewohner bildet die einheimische Bevölkerung und der Rest sind Repatrianten von jenseits des Bugs, aus Frankreich, Belgien, Rumänien sowie Ansiedler aus anderen Woiwodschaften. Jede Gruppe brachte andere Sitten und Gewohnheiten und eine andere Kultur mit sich. Die geschlossene Gruppe bildet die einheimische Bevölkerung, die im Laufe einer fast 600jährigen Unfreiheit die Sprache und das Gefühl der kulturellen Gemeinschaft mit Polen bewahrte."

TRYBUNA LUDU, Warschau

Noch immer Deutsche in Königsberg/Pr.

Im Sowjetstaat wollen wir auf deutschem Boden leben / Man fühlt sich nicht im fremden Land

OW-Sonderbericht

Ein Bürger Memels, der in diesen Tagen als Aussiedler in der Bundesrepublik ankam, hat uns in einem Interview interessante Einzelheiten über Königsberg berichtet. War doch unser Landsmann Hans K. bis drei Wochen vor seiner Aussiedlung in Königsberg! Er war dort kurzfristig als Fachkraft trotz seines hohen Alters in einem der wiederaufgebauten Industriebetriebe tätig gewesen.

Landsmann K. hat als erstes die Legende zerstört, daß es angeblich seit einiger Zeit „keinen einzigen Deutschen mehr in Königsberg gibt". Er stellte dagegen mit allem Nachdruck fest: „Es gibt sehr wohl noch deutsche Landsleute in Königsberg! Da ist einmal eine kleine Gruppe von Rußlanddeutschen, und dann gibt es auch noch Reichsdeutsche. Letztere sind zwar als angebliche heutige Sowjetbürger erst in der letzten Zeit zugewandert, aber es sind alles Deutsche genau wie hier in der Bundesrepublik!" Bevor Landsmann K. Einzelheiten berichtete, nannte er den Grund für die erstaunliche Tatsache, daß es heute nicht nur Russen in der Hauptstadt des deutschen Ostpreußen gibt: „Die Deutschen, die heute in Königsberg leben, haben sich aus der Sowjetunion nach hier dienstverpflichten oder versetzen lassen. Sie haben alle dieselbe Begründung dafür: wenn man schon im sowjetischen Staat als Deutscher leben muß, dann wenigstens auf deutschem Boden — auch wenn dieser Boden jetzt von den Russen verwaltet wird."

Da in den letzten Monaten auch eine Anzahl von Deutschen aus dem Memelgebiet bzw. dem Baltikum nach Königsberg gelangt ist, gibt es heute drei kleine Gruppen von Deutschen in Königsberg. Der ausgesiedelte Herr K. hat uns über jede dieser Gruppen orientiert. Wenden wir uns als erstes den sogenannten Reichsdeutschen zu. Bei diesem Personenkreis handelt es sich um Deutsche, die als Kriegsgefangene, von sowjetischen Gerichten Verurteilte oder als Zivilverschleppte nach Rußland gelangten. Bis heute haben die sowjetischen Behörden diesen Menschen die Heimkehr verweigert. Sie gelten bei den Behörden als „Sowjetbürger", so daß ihre Bemühungen, über die Botschaft der Bundesrepublik in Moskau die Ausreise zu gelangen, ohne Chancen sind. Es fehlen ihnen nicht nur beweiskräftige Dokumente, sondern auch Anschriften von Verwandten in Deutschland, weil diese verstorben sind. Außerdem scheinen die sowjetischen Dienststellen ihre Gründe zu haben, daß sie diese Menschen nicht in ihr Heimatland entlassen. Es handelt sich jedenfalls um Deutsche, die 1939 in den damaligen Grenzen des Deutschen Reiches lebten. In allen Sowjetrepubliken der UdSSR gibt es noch derartige Fälle. Einige dieser Deutschen haben die Werbefeldzüge, zur Ansiedlung nach Ostpreußen zu kommen, benutzt, um nach Ostpreußen zu gelangen. Überall in Rußland finden von Zeit zu Zeit solche Kampagnen statt, da es im sowjetisch okkupierten Nord-Ostpreußen an Ansiedlern jeder Art fehlt. Wer sich zu dieser Ansiedlung meldete, der wollte möglichst weit im Westen der Sowjetunion und vor allem auf altem deutschen Boden leben. Herr K. hörte von einem älteren Reichsdeutschen in Königsberg: „Auch wenn hier heute Russen leben, so ist es doch eine weniger russische Stadt als eine Stadt in der Sowjetunion. Königsberg hat noch immer deutsche Züge, und man fühlt sich hier nicht wie in einem völlig fremden Land. In Königsberg begraben zu werden, das heißt für mich, in deutscher Erde bestattet zu sein!"

Die Reichsdeutschen sind es vor allem, die in Königsberg als technische Fachkräfte eingesetzt sind. Sie werden nicht besser oder schlechter als gleichwertige russische Spezialisten behandelt, da sie als „Sowjetbürger" gelten. Ihre private Lebensatmosphäre ist jedoch günstiger, weil sie sich auch in der russifizierten deutschen Stadt wohler fühlen. Vor allem trifft das für die Wohnverhältnisse zu. Die deutschen Häuser, die den Krieg überstanden haben, sind bei den Russen nicht sehr beliebt, weil sie in Wohnungen solcher Häuser nicht zu leben gewohnt sind. Die Deutschen aber sind froh, diese Wohnungen wieder herrichten zu können und nicht mehr in den russischen Mietskasernen wohnen zu müssen. Sie verzichten daher auf die Einweisung in die in Königsberg neuerstandenen Wohnhäuser, die nach russischem Stil gebaut werden. In einem Königsberger Vorort bewohnt eine Reihe deutscher Familien eine kleine Siedlung, in der die Gebäude nach den Bedürfnissen der Bewohner repariert und renoviert worden sind. Die Russen staunen nicht schlecht über „ihre Landsleute", die sich in diesen Häusern wohlfühlen. Beim letzten Königsberger Wettbewerb zur Verschönerung der Stadt haben die Bewohner der Siedlung mehrere Preise erhalten.

Deutsche Siedler im Wettbewerb ausgezeichnet

Die Gruppe der Rußlanddeutschen umfaßt Deutsche, die zumeist schon seit Jahrzehnten oder gar Generationen in der Sowjetunion leben (unter anderem auch an der Wolga). Ihr Schicksal war besonders schwer, da sie während des faschistisch-stalinistischen Freundschaftspaktes von der Sowjetunion nach Deutschland entlassen wurden — aber später nach dem Krieg von eben derselben Sowjetunion als Staatsbürger zurückgeholt wurden. Man verweigerte ihnen aber nun die Wieder-Ansiedlung in ihren angestammten Gebieten und verteilte sie über die ganze UdSSR. Rußlanddeutsche kamen vor allem deswegen nach Königsberg, weil die wehrfähigen Jugendlichen dieser Familien inzwischen ihren Wehrdienst in der Sowjetarmee ableisten mußten. So dienten und dienen sie auch in Einheiten, die im nördlichen Ostpreußen — das bekanntlich Dutzende Garnisonen der verschiedensten Waffengattungen aufweist und aus militärischen Gründen immer noch für ausländische Besucher gesperrt ist — stationiert sind oder nach dort verlegt wurden. In allen diesen Truppenteilen werden die Soldaten vor Beendigung ihrer Dienstzeit umworben, sich doch nach der Entlassung in Königsberg bzw. dem übrigen Nord-Ostpreußen niederzulassen.

Das hat eine Reihe junger Rußlanddeutscher nach Beendigung des Wehrdienstes getan. In einer Reihe von Fällen ließen sie dann ihre Familien nachkommen, was auch genehmigt wurde. Da die Rußlanddeutschen zumeist nur Landsleute heiraten (und die Behörden sehr daran interessiert sind, daß die demobilisierten und in Ostpreußen bleibenden jungen Männer Ehen schließen), ergab sich dieses Nachkommen der Familien von selbst. Natürlich spielt auch bei diesen Deutschen die Tatsache eine Rolle, daß sie hier auf deutschem Territorium wieder eine neue feste Heimat finden können. Bisher haben die Siedlungs-Dienststellen keinerlei Einwände gehabt, obwohl die Vorgänge jedermann klar sind. Die Rußlanddeutschen sind gemäß ihren landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen auf den Staatsgütern und den Kolchosen in und bei Königsberg eingesetzt. Die Handwerker unter ihnen arbeiten in den Maschinen- und Traktorenabteilungen der Agrarbetriebe. In nicht wenigen Fällen befinden sich aber die Wohnungen dieser Deutschen ebenfalls in der Stadt. Die übrigen wohnen in der Umgebung. Das landwirtschaftliche Volkskunst-Laienensemble Königsbergs trägt dem Vorhandensein dieser Einwohner dadurch Rechnung, daß einige traditionelle Tänze oder Gesänge ab und zu zur Aufführung gelangen.

Am wenigsten einheitlich ausgeprägt ist die dritte Gruppe — die der Deutschen aus dem Gebiet um Memel und aus dem Baltikum. Weil diese Deutschen in den vielen Fällen nicht daran gehindert werden, im Rahmen der Familienzusammenführung zu ihren Verwandten in der Bundesrepublik zurückzukehren bzw. nach dort umzusiedeln, sieht man es in Königsberg nicht gern, wenn sie nach Nord-Ostpreußen kommen. Die kommunistischen und die militärischen Behörden befürchten, daß durch solche Personen später Einzeilheiten über die Zustände im nördlichen Ostpreußen bekannt werden könnten. Daher wird den Deutschen aus den baltischen Staaten nur in Sonderfällen die Einreise nach Ostpreußen gewährt. Und dann handelt es sich auch immer nur um befristete Aufenthaltsgenehmigungen, die nur in seltenen Fällen verlängert werden. Baltendeutsche dürfen nur dann nach Königsberg oder in andere Städte, wenn sie dort für die Ausführung bestimmter Arbeiten dringend benötigt werden. Vor allem in der Fischerei, der Reparaturwerft, der holz- oder fischverarbeitenden Königsberger Industrie und in den Molkereien werden diese Deutschen zeitweise eingesetzt. Es ist ihnen nicht erlaubt, Familienangehörige mitzubringen. Des weiteren dürfen sie sich nur wenige Kilometer im Umkreis ihrer Arbeitsstätte bewegen. Das Grenz- und Küstengebiet ist für sie vollkommen tabu. Man sieht es auch nicht gern, wenn diese Personen Kontakt mit der übrigen Bevölkerung aufnehmen.

Herr K. hat in Königsberg außerdem noch die interessante Feststellung gemacht, daß dort eine große Anzahl von Russen ansässig geworden ist, die mit deutschen Verhältnissen vertraut sind. Und zwar handelt es sich dabei um ehemalige Angehörige der sowjetischen Armee, die eine Zeitlang in der Sowjetzone stationiert gewesen sind. Von dort wurden sie nach Ostpreußen verlegt, wo sie später ihre Dienstzeit beendeten und sich zur Ansiedlung meldeten. Bei diesen Russen ist oft zu beobachten, daß sie deutsche Verhältnisse in ihrem privaten Lebensstil nachzuahmen versuchen.

Königsberg ist sauberer geworden

Zum Abschluß unseres Berichtes wollen wir Landsmann K. noch etwas über seine Königsberger Erfahrungen berichten lassen. Er sagte uns: „Mein Eindruck war, daß die Königsberger Garnison und die übrigen Stützpunkte der Sowjetarmee in Ostpreußen noch weiter verstärkt werden. Man merkt das vor allem daran, daß die neu erbauten Wohnungen für Offiziere reserviert werden. Weil die Einheiten ziemlich lange hier bleiben, dürfen die Familien der Offiziere nachkommen. Die meisten Offiziere sind in der Truppenausbildung tätig, weil Ostpreußen ein großer Ausbildungsplatz für Truppen aller Art geworden ist. Nur in der Innenstadt wird es jetzt etwas anders. Dort bekommen nicht die Offiziersfamilien die neuen Wohnungen, sondern Aktivisten und Staats- oder Parteibeamte. Die ziehen dafür aus den Vororten aus, wo wiederum ganze Siedlungen für das Militär freigemacht werden.

Ich war vor vier Jahren das letzte Mal vor meinem kürzlichen Aufenthalt in Königsberg gewesen. Da konnte man doch einige Unterschiede feststellen. Vor allen Dingen ist die Stadt jetzt sauberer geworden, und die Bekämpfung der Kriminalität ist um vieles besser. 1956 gab es noch Dutzende von Straßen, die man nicht in den Abend- und Nachtstunden begehen konnte — ohne befürchten zu müssen, daß man ausgeraubt wurde. Sogar die Miliz machte einen großen Bogen um diese Straßen. Das gibt es jetzt nicht mehr. Es soll mehrere umfangreiche Razzien gegeben haben, bei denen man die Banditen mitsamt ihren Familien verhaftete und abschob. Sie sind nach Kasachstan gekommen, wo man ihnen in Arbeitslagern das Arbeiten wieder beibringt.

Am Bahnhof haben sie einen Schaukasten aufgestellt, wo man sieht, wie Königsberg wieder aufgebaut werden soll. Dazu kann ich die freudige Mitteilung machen, daß sich die russische Stadtverwaltung entschlossen hat, weitgehend den Aufbau nach dem alten deutschen Schema durchzuführen. Früher war gesagt worden, man wolle alles ummodeln. Die zukünftige Bebauung wird also meiner Ansicht nach nicht die traditionelle Struktur zerstören. Auf den großen Trümmerfeldern allerdings sind ziemlich hohe Büro- und Wohnhäuser geplant. Doch sind es immerhin keine Hochhäuser, wie sie teilweise bei uns in Memel das Stadtbild verschandeln.

Auch muß ich sagen, daß die Stadt gegenüber 1956 viel sauberer geworden ist. Die Stadtreinigung ist endlich wieder komplett und holt allen Schmutz ab. Es kostet heutzutage eine schöne Stange Strafgeld, wenn man mutwillig die Straße beschmutzt oder einfach den Abfall in den Rinnstein kippt. Erneuert worden ist auch ein Teil der Kanalisation, was auch dringend notwendig war. Durch verschmutztes Wasser hat es, wie mir Russen erzählten, 1959 eine Epidemie in einem Stadtviertel gegeben. Danach haben sie mächtig Angst bekommen und mit der Erneuerung angefangen. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß Königsberg zwar eine russifizierte Stadt geworden ist, daß aber auch in den fünfzehneinhalb Jahren Königsberg immer noch sofort als deutsche Stadt zu erkennen ist! Und das wird auch so bleiben!"

Marienwerder - Ordensstadt an der Weichsel

Eindrücke von einer Reise in die westpreußische Heimat

Es gibt kaum eine abwechslungsreichere und in der Vielfalt ihrer natürlichen Schönheiten anziehendere Landschaft als die westpreußische. Die Verkehrswege durchschneiden sanfte Erhebungen, hier von hohen alten Föhren und Tannen bestanden, dort von Buchen, Birken und Eichen, die immer wieder den Blick freigeben auf Heide und Moor, auf das strahlende Blau der vielen Seen und das üppige Grün fruchtbarer Bodensenken. Der Weg führt den Reisenden aber auch durch die vielen sauberen westpreußischen Städte, die eigentlich immer dort entstanden und sich zu besonderer Blüte und bürgerlicher Wohlhabenheit entwickelten, wo der Deutsche Ritterorden seine Stammburgen errichtete, einst von slawischen Fürsten hierher ins Land gerufen.

1233 entstand die Ordensfeste Marienwerder, wehrhaft und dem Kreuz dienend zugleich, in der großen Reihe der bedeutendsten Burganlagen Europas, inmitten des alten Weichsellandes. Mit seinen Wehrmauern und dem weither vom flachen Land sichtbaren Dansker ist diese Feste dem Weichselstrom im Westen zugewandt. Ein gutes Stück deutsche und abendländische Geschichte ist diese Burg geblieben. Und auch heute noch, von der Kriegsfurie unberührt, einem Wellenbrecher gleich, grüßt sie den von Norden, Westen und Süden ins Weichselland Kommenden.

Die Stadt, die 1945 Regierungsbezirk war, und deren Bewohner schon einmal ausdrücklich ihre Zugehörigkeit zu Deutschland zu bekunden gezwungen waren, ist heute von den Polen in Kwidzyn umbenannt worden. Dem heutigen Besucher vermag sie nur noch wenig von dem zu vermitteln, was ihr einmal den schmückenden Beinamen einer Blumenstadt eintrug.

Vor kurzer Zeit besuchte ich Marienwerder, und da ich von Danzig kam und die vielen kleinen westpreußischen Städte gesehen hatte, die nicht viel mehr waren als erschreckend große Schutthalden, war ich dankbar, hier noch ein kleines Stück des Bildes einer Stadt im Ordensland vorzufinden. Die gewaltige gotische Burganlage in enger baulicher Verbindung mit der Domkirche der früheren Bischöfe von Pomesanien steht heute ganz unvermittelt da, wo sich einst die Giebel der Bürgerhäuser um sie drängten. Von der ganzen Altstadt findet sich heute kein Haus mehr, das erhalten geblieben wäre. Vom Marktplatz ist nun der Blick frei in die fruchtbare Ebene der Weichsel, die 1920 für den Landkreis Marienwerder zur Grenze wurde, als nach dem Versailler Vertrag fast ganz Westpreußen entgegen den Abstimmungsergebnissen der deutschen Bevölkerung an Polen fiel.

Die Marienwerder Altstadt, die nur ganz geringe Beschädigungen durch die Kampfhandlungen im Februar 1945 erlitt, wurde ein Opfer der Flammen, die Russen und Polen entfachten, nachdem der Krieg schon fast seit einem Jahr beendet war. Ich fragte die heutigen Einwohner der Stadt, warum dies geschehen sei, und ich habe immer wieder hören müssen, daß die Flammen beseitigen sollten, was grauenhafte Plünderungen und willkürliche Zerstörungen allzu leicht den rückkehrenden Deutschen und fremden Besuchern hätte offenbaren können. Daß man heute auch in der Altstadt irgendwelche Ruinen vermißt, die der Brand zurückgelassen haben müßte, hat eine zweite Ursache. Nach der „Wiedereroberung der polnischen Westgebiete" (so nennen staatliche polnische Stellen heute die widerrechtliche Inbesitznahme der deutschen Ostgebiete) wurde den ostdeutschen Städten von der Warschauer Regierung zur Auflage gemacht, zum Wiederaufbau der „Hauptstadt des Landes" ein hohes Soll an Baumaterialien zu liefern. Empfohlen wurde dabei, dieses Material aus Ruinen und dem Abriß solcher Gebäude zu gewinnen, die auch künftighin den deutschen Charakter dieser Städte dokumentieren könnten. So geschah es denn, daß die Marienwerder Altstadt dem Boden gleichgemacht wurde. Ihr letzter Überrest, ein völlig unversehrtes Kaufhaus, wurde noch 1957 niedergerissen, so daß nur die von Unkraut überwucherten Bürgersteige und die Straßen, denen man zum größten Teil auch noch die Pflasterung nahm, davon zeugen, daß sich hier einmal ein bewohnter Stadtteil befand.

In der Domkirche findet heute wieder der katholische Gottesdienst statt. Obwohl ein großer Teil der künstlerisch wertvollen Ausstattung geraubt worden ist, sind das Hauptschiff mit dem Gestühl, der Altar und einige Nebenaltäre durch die Spenden der Gläubigen wieder hergerichtet worden. Staatliche Beihilfen zur Instandsetzung des Domes wurden bisher nicht gewährt. Wie in den vielen kleinen westpreußischen Kirchen, die heute den katholischen Gemeindemitgliedern als Gotteshaus dienen, fehlt auch hier in diesem Dom bei der Ausschmückung des Hauptaltars nicht die Standuhr, die eigentümlicherweise von den Polen als eine besonders ehrwürdige Zierde in den Kirchen empfunden wird. Ich hatte Gelegenheit, mit einem polnischen Kaplan zu sprechen, der vor dem Hauptportal des Domes den Kindern kirchlichen Unterricht erteilte. Er sprach ein verständliches Deutsch und berichtete mir, daß er aus Lublin hierhergekommen sei und hier so lange bleiben würde, bis die Deutschen zurückkommen würden.

„Die Deutschen?" fragte ich erstaunt, „sind Sie hier so sicher, daß die Deutschen zurückkehren werden?" — „Ja", antwortete er mir völlig unbefangen, „wir glauben hier eigentlich alle, daß die Deutschen zurückkommen werden, die man 1945 und danach aus ihrer Heimat vertrieben hat, und ich würde es nicht einmal bedauern, wenn sie bald kämen, denn ich bin, wie viele Polen mit mir, gezwungen worden, hier zu sein, obwohl meine Heimatstadt Lublin ist. Wir sind nur sehr ungern Gäste hier in Ihrem Land."

Er machte mir Mut, auch nach den Deutschen zu fragen, die hier noch in der Stadt verblieben waren. So erfuhr ich, daß es sogar eine kleine deutsche evangelische Gemeinde in der Stadt gäbe.

Aber nur noch wenige deutsche Familien leben in Marienwerder, in einer deutschen Stadt. Auch sie sind gezwungen, ihr Land an der Weichsel aufzugeben, weil sie zu Fremdlingen wurden in ihrer Heimat.

Hans-Georg Schneege

Staatsekretär Thedieck 60 Jahre

Der Staatssekretär im Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Franz Thedieck, beging am 26. September die Feier seines 60. Geburtstages. Vor zehn Jahren ist Thedieck, der seither auch mit den Vertriebenen-Verbänden eine gute Zusammenarbeit pflegt, zum höchsten Beamten des Bundesministeriums ernannt worden, zu dessen Obliegenheiten die Bearbeitung aller Fragen gehört, die mit der Wiedervereinigung des ganzen Deutschlands in Frieden und Freiheit zusammenhängen. Staatssekretär Thedieck ist nicht nur als ein hervorragender Verwaltungsfachmann bekannt, sondern er hat auch in zahlreichen Reden, Ansprachen und Vorträgen, in Aufsätzen und Abhandlungen zur Zeitgeschichte im In- und Auslande um Verständnis für das Erfordernis einer gerechten Lösung der „deutschen Frage" geworben und sich dabei in ebenso sachlicher wie sachkundiger Weise mit irrigen Meinungen und gegnerischen Maßnahmen auseinandergesetzt. Regelmäßig spricht er in Rundfunksendungen zur Bevölkerung Mitteldeutschlands.

Franz Thedieck, ein gebürtiger Westfale, studierte Land- und Volkswirtschaft, war dann im Rheinland mit der Beobachtung und Abwehr separatistischer Bestrebungen beauftragt. Späterhin war er als Regierungs- und Oberregierungsrat in Köln tätig, bis er im Jahre 1940 auf Anordnung Himmlers entlassen wurde.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Westerstede

In einem gemeinsamen Heimatabend der Ostpreußen, Westpreußen, Danziger und Pommern gedachte Obmann Malzahn der Abstimmung vor 40 Jahren in Ost- und Westpreußen. Zahlreiche Lichtbilder führten in die Heimat zurück.

Soltau

In der letzten Monatsversammlung der LO gab Vors. Hamann einen Bericht über die Fahrt an die Zonengrenze und die Ostsee, die trotz schlechten Wetters bei allen Teilnehmern große Freude ausgelöst hat.

Nächste Monatsversammlung: 5. Oktober imGasthaus „Im Hagen".

Fallingbostel

Die Landsmannschaft Ordensland veranstaltete eine Omnibusfahrt nach Hamburg, die als voller Erfolg gewertet werden kann. Den größten Eindruck neben dem Hafen hinterließ der Besuch des Tierparks Hagenbeck in Stellingen.

Osnabrück

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen kam zu einer eindrucksvollen Gedenkstunde für den vor 10 Jahren verstorbenen Dichter Ernst Wiechert zusammen. Die Gedenkrede, die von umfassendr Kenntnis des Wiechertschen Werkes und tiefer Liebe zu dem Dichter Ostpreußens Zeugnis gab, hielt Rektor Gorontzi.

Helmstedt

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen feierte im festlich geschmückten großen Saal des Schützenhauses ihr 10jähriges Bestehen. Der Bezirksvorsitzende MdL Alfred Hein, Salzgitter betonte, daß die Ost- und Westpreußen niemals auf ihre Heimat verzichten werden. Den eindrucksvollen Rahmen dieser Feierstunde gestaltete das Orchester der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke und die Chorgemeinschaft Helmstedt.

Nordhorn

Der Chor der Landsmannschaft der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger feierte sein 10jähriges Bestehen mit einem Festkonzert, an dessen Programm auch befreundete Chöre mitwirkten und so ihre Verbundenheit zu dem Jubiläumschor zum Ausdruck brachten. DSB-Kreisvorsitzender Grüter, Bentheim konnte drei Mitglieder des Ostpreußenchors für 25jährige und eine ganze Reihe weiterer Mitglieder für 10jährige zum Deutschen Sängerbund auszeichnen. Die festliche Stunde schloß mit einem gemütlichen Beisammensein mit Tanz.

Seesen/Harz

In der Veranstaltung der LO zum „Tag der Heimat" sprach Obmann Augustin über den Sinn des Tages der Heimat und die Aufgaben der Landsmannschaften als Repräsentanten der ostdeutschen Stämme. Lmn. Lina Fahlke trat mit Gedichtrezitationen hervor.

Northeim

Der rege Ostpreußen-Chor Northeim, der im Sommer eine Fahrt nach Brüssel unternommen hat, steht bereits wieder mitten in seiner Arbeit, durch Mitwirkung an Veranstaltungen heimatliches Liedgut zu pflegen und zu vermitteln. Anläßlich des „Tages der Heimat" sang er in einem Heimatabend im 1910er Saalbau sowie im Albert-Schweitzer-Krankenhaus zur Freude der Kranken. Auch der Heimkehrerverband holte sich den Ostpreußenchor zu der Feierstunde anläßlich seines 10jährigen Bestehens. An einer Reihe weiterer Veranstaltungen wird er im Laufe des Herbstes und Winters in Northeim sowie der engeren und weiteren Umgebung mitwirken.

Göttingen

Wie alljährlich feierte die LO den „Tag der Heimat" mit einem Totengedenken vor dem Ehrenmal im Rosengarten". An den Stufen des Ehrenmals lagen über 5000 Blumensträuße von den Angehörigen ostpreußischer Gefallener und Vermißter beider Weltkriege. Pfarrvikar Schaffrin sagte in seiner Gedenkrede, daß die Vertreibung aus der Heimat ein von Menschen begangenes Unrecht darstelle. „Aber wir wollen in Demut bekennen, daß es viele — leider auch Deutsche — vergessen hatten, daß Gott die Ordnung in der Welt bestimmt." Und Pastor Payk, Goslar sagte: „Fassen wir den Verlust unserer Heimat als Prüfung durch Gott auf, damit die Menschen unseres Vaterlandes sich gegenseitig öffnen." Wenn die Vertriebenen, führte er weiter aus, sich frei von Rache und Haß für das Recht des Menschen auf Heimat einsetzen, dann müsse sich das schließlich auch zum Guten für ihre Heimat auswirken.

Diepholz

Die Gruppe der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger veranstaltete einen gelungenen Abend, in dessen Mittelpunkt ein Vortrag von Mittelschulkonrektor Emil Johannes Guttzeit stand. In Gedanken führte er seine Landsleute über die alte Heeres- und Bernsteinstraße unterhalb des Frischen Haffes, von Marienburg über Elbing, Braunsberg und den Heiligenbeiler Kreis nach Königsberg.

Im Oktober findet keine Veranstaltung statt. Die nächste wurde für den 27. November festgesetzt; sie wird mit einer Adventsfeier verbunden werden.

Schöningen

Der hiesige Kulturverein in Gemeinschaft mit der Eichendorff-Schule veranstaltete eine Agnes-Miegel-Feierstunde, für die als Interpret der aus Ostpreußen gebürtige Intendant Eberhard Gieseler, bekannt durch die seiner Initiative zu verdankenden Gandersheimer Dom-Festspiele, gewonnen werden konnte. Den musikalischen Rahmen schufen Ilse Franckl-Bunitt (Klavier) und Maria Schoppa (Gesang).

Lübbecke i. Westf.

In der Oktober-Monatsversammlung hielt der Vorsitzende Lm. Hardt ein Kurzreferat über Vertriebenenangelegenheiten; die Landsleute folgten sodann aufmerksam dem Vortrag von Frau H., über die Verhältnisse in der Sowjetzone, wie sie sie anläßlich ihrer kürzlichen Besuchsreise kennengelernt hat. Gemeinsam gesungene Lieder gaben dem Abend den Rahmen.

Hof/Saale

Am Vorabend zum „Tag der Heimat" hatten sich die Mitglieder der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen im „Blauen Stern" zu einer Feierstunde eingefunden. 1. Vors. Bergner hob in seiner Festrede die Notwendigkeit hervor, heute mehr denn je und in kleinstem Kreis zusammenzustehen. Die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes auch für uns Deutsche biete die einzige Möglichkeit, Europa und der Welt einen dauernden Frieden zu erhalten. Gedicht- und Liedvorträge umrahmten die erhebende Feierstunde.

Nächste Veranstaltung: Erntedankabend mit Tanz im „Blauen Stern" am Samstag, 8. Oktober, 20 Uhr.

Frankfurt/Main

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen weist darauf hin, daß nunmehr die Sprechstunden monatlich einmal stattfinden, u. zw. jeweils am Montag nach dem Ersten eines jeden Monats in der Zeit von 18 bis 19.30 Uhr.

Erntedankfest: Das Erntedankfest feiert die Landsmannschaft am 7. Oktober um 20 Uhr im Ratskeller.

Vortrag: Einen interessanten Vortrag über das Thema „Der Haushalt, ein Staat im kleinen", hält Susi Hübsch am 10. Oktober im Kolpinghaus.

Medaillen für Ostpreußen

Acht Landsleute bei der Olympiade in Rom ausgezeichnet

Die elfte der zwölf Goldmedaillen, die die gesamtdeutsche Mannschaft auf den 17. Olympischen Spielen in Rom 1960 erhielt, fiel völlig unerwartet einem 18jährigen Ostpreußen zu. Peter Kohnke aus Bremervörde, ein technischer Zeichner-Lehrling, ist in Königsberg geboren und der jüngste Olympia-Sieger im Kleinkaliberschießen, den es je gab. Der junge Ostpreuße, der ursprünglich gar nicht mit nach Rom fahren sollte und erst nachträglich in die Olympia-Mannschaft aufgenommen wurde, übertraf mit 590 von 600 möglichen Ringen den amerikanischen Favoriten. Er war schon 1958 Weltmeister der Junioren in Moskau geworden und trägt daneben noch die Titel eines Europa-, Landes-, Bezirks-, Kreis- und Stadtmeisters.

Auch ein zweiter Schütze in dem Olympia-Aufgebot der deutschen Kleinkaliberschützen, der 20jährige Maschinenbaustudent Klaus Zähringer aus Stuttgart, ist ein Kind Ostpreußens. Auch sein Erfolg im Dreistellungskampf, der ihm die Bronzemedaille einbrachte, war ein Überraschungssieg. Er hatte schon im Vorjahr durch die zweifache Europameisterschaft im Dreistellungskampf — mit 1149 Ringen — überrascht. Dies war Weltrekord, wozu er auch noch die Weltmeisterschaft der Junioren gewann. Diese junge Ostpreuße trägt auch schon das „Silberne Lorbeerblatt" der Bundesrepublik.

Gleich vier junge Ostpreußen, Karl-Heinz Hopp, Karl-Heinrich von Groddeck, Kraft Schepke und Frank Kchepke gehörten zu der Mannschaft des Achters der Renngemeinschaft Kiel/Ratzeburg, die in Rom mit ihrem Sieg und der goldenen Medaille zum erstenmal diese hohe Auszeichnung in dieser Bootsgattung für Deutschland errang. Karl-Heinrich von Groddeck und sein ostpreußischer Landsmann Horst Arndt hatten bereits bei den Olympischen Spielen 1956 in Melbourne im Zweier mit Steuermann die einzige Silbermedaille der Ruderwettkämpfe für die deutschen Farben gewonnen. Von Groddeck stammt aus dem Kreise Rastenburg, und Horst Arndt ist in Maulen bei Königsberg geboren.

Noch zwei weitere Ostpreußen holten sich bei den Spielen der Weltjugend in Rom olympische Ehren: Die 4 × 400-Meter-Staffel, die sich so überraschend die Silbermedaille erkämpfte, wurde von den beiden Ostpreußen Manfred Kinder und Jochen Reske mitgelaufen. Kinder ist 1938 in Königsberg geboren, und Jochen Reske, Jahrgang 1940, stammt aus Bartenstein.

15 junge Ostpreußen gehörten zum Olympia-Aufgebot in Rom. Acht von ihnen kehrten mit olympischen Ehren zurück. Das ist ein sportlicher Erfolg, über den sich alle Ostpreußen freuen werden.

Der Gewinner der Silbermedaille im 10 000-Meter-Lauf in Rom, der in Chemnitz wohnhafte Hans Grodotzki, soll ebenfalls aus der alten Provinz zwischen Weichsel und Memel stammen. In seinem sowjetzonalen Reisepaß wird jedoch ein kleiner Ort im Ostharz als Geburtsort angegeben.

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Ernst Ziehm, letzter Senatspräsident der ehem. freien Stadt Danzig, und Ehefrau Olga, am 27. September in Detmold. Der Jubilar ist 93 Jahre alt.

Goldene Hochzeit

Sattlermeister Oskar Tiffert und Frau Emma, geb. Grau, aus Königsblumenau, Kr. Pr.-Holland, am 13. Oktober in Wolfenbüttel, Sudermannstraße 9, wo das Ehepaar im Hause des Schwiegersohnes Curt Behrend und der Tochter Lotte seinen Lebensabend verlebt. Der Jubilar steht im 77. Lebensjahr, die Jubilarin feierte am 29. Mai dieses Jahres ihren 75. Geburtstag. In Königsblumenau war das Ehepaar sehr beliebt. Viele Jahrzehnte gehörte der Jubilar dem Posaunenchor an, zuletzt unter Pastor Toepel. Mit einigen Handwerkskameraden, Sulanke, Oskar Hildebrand, Gustav und Ferdinand Eichhorn und Sohn Otto, sowie Schmiedemeister Knorr bildete er eine Dorfkapelle, die ihr Heimatdorf und die weitere Umgebung zu Hochzeiten, Beerdigungen, Erntedank und anderen Festen mit Musik erfreute. Das Jubelpaar ist noch rüstig, seine Lebensaufgabe ist noch, den schwerkriegsbeschädigten Sohn Heinz getreu zu pflegen.

Eheleute Max Wieland und Margarete, geb. Friedrichs, die vor 50 Jahren, am 5. September, in der Marienkirche zu Danzig getraut wurden. Das Jubelpaar wohnt bereits seit 1919 in Sande.

Eheleute Gustav Weinert und Marie, geb. Ast aus Ostpreußen, am 19. September in Eitzendorf, Kr. Hoya-Syke. Das Jubelpaar erfreut sich bester Gesundheit und bewies es den zu ihrem Ehrentage erschienenen Verwandten und vielen Gästen, daß es noch schwungvoll mittanzte.

Altdiakon Michael Kostka und Frau Johanna, geb. Rieder, aus Tonndorf, Provinz Posen, wo der Jubilar seit 1910 Heimleiter des dortigen Altersheimes war, am 22. September in Hasbergen, Kr. Osnabrück.

Eheleute Paul Ruch und Maria, geb. Freitag, aus Guttstadt, Kr. Heilsberg, am 27. September in Heidkamp/Oldb.

84. Geburtstag

Adelgunde Dreyer aus Stuba, Kr. Elbing, am 24. September in Haren/Emsland.

83. Geburtstag

Anna Nicolaus, geb. Stegmann, aus Königsberg/Pr. am 26. Oktober in Coburg, Gustav-Hirschfeld-Ring 40, wo die Jubilarin bei ihrer Tochter Edith Offen in geistiger und körperlicher Frische ihren Lebensabend genießt.

73. Geburtstag

Auguste Bolz aus Winkenhagen, Kr. Mohrungen, am 30. Oktober bei bester Gesundheit in Seesen a. Harz, Linnenstraße 6.

Oktober-Geburtstagskinder in Flensburg

Emma Matthe aus Gumbinnen am 1. Oktober 82 Jahre, Glücksburger Straße 107; Anna Freiwald aus Königsberg/Pr. am 1. Oktober 81 Jahre, wohnh. Gerhart-Hauptmann-Straße 33; Fritz Puschat aus Tilsit am 5. Oktober 70 Jahre, wohnh. Waitzstraße 24; Emilie Schaak aus Gerdauen am 12. Oktober 75 Jahre, wohnh. Oderstieg 5; Anna Uska aus Lyck am 15. Oktober 80 Jahre, wohnh. Nicolaiallee 2; Marie Segatz aus Subeiken, Kr. Treuburg, am 19. Oktober 80 Jahre, wohnh. Tarup, Liedenberger Weg; Auguste Schröder aus Labiau am 20. Oktober 70 Jahre, wohnh. Fruerlunderstraße 2; Walter Kehl aus Allenstein am 25. Oktober 75 Jahre, wohnh. Peter-Christian-Hansen-Weg 12; Emma Merckens aus Königsberg/Pr. am 25. Oktober 75 Jahre, wohnh. Talweg 1; Johann Tomeit aus Memel am 26. Oktober 80 Jahre, wohnh. Flb.-Weiche, Försterstieg 26.

Die Ostpreußen-Warte wünscht allen Jubilaren zu ihrem Ehrentag recht viel Glück und weiterhin beste Gesundheit.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Heute sollen in erster Linie wieder einmal die Jüngeren von Euch auf ihre Rechnung kommen. Deshalb beginne ich gleich mit zwei Bilderbüchern.

Weil Sabine morgen zum erstenmal in die Schule geht, unternehmen Vater und Mutter mit ihr und der ganzen Familie einen Ausflug auf die Burg. Plötzlich merken sie, daß Bruder Andreas verschwunden ist. Nach langem Suchen wird er endlich gefunden — und am nächsten Tag in der Schule hat Sabine gleich eine ganze Menge zu erzählen. Fritz Mühlenweg, bekannt als Verfasser spannender Abenteuerbücher, hat die Geschichte aufgeschrieben, und damit die Sache in der Familie bleibt, hat seine Frau Elisabeth die vielen bunten Bilder dazu gemalt.

Fritz und Elisabeth Mühlenweg: DER FAMILIENAUSFLUG. Verlag Herder, Freiburg. Großformat, 28 Seiten. Glanzband DM 6,80.

Kennt Ihr den Glücklichen Löwen? Er ist der Held in drei beliebten Bilderbüchern aus dem Herder-Verlag, denen nun ein viertes, ebenso schönes gefolgt ist. Stellt Euch vor, er und seine Frau, die schöne Löwin, haben ein Löwenbaby bekommen. Fränzchen heißt es, und wie es zu einem prächtigen Löwenjungen heranwächst und wie es zu guter Letzt sogar einen richtigen Beruf erlernt, das macht den Inhalt des neuen Löwenbuches aus.

Louise Fatio und Roger Duvoisin: DAS GLÜCKLICHE LÖWENKIND. Verlag Herder, Freiburg. Großformat, 32 Seiten, Glanzband DM 4,80.

Der Ort Bullerbü in Schweden besteht aus ganzen drei Bauernhöfen. Aber die sechs Kinder, die dort wohnen, erleben im Lauf der Zeit so viele lustige und spannende Abenteuer, daß ein einziges Buch dafür gar nicht ausgereicht hätte. Deshalb hat Astrid Lindgren gleich drei Bücher darüber geschrieben, eines köstlicher als das andere. Ob die Bullerbü-Kinder auf dem Heuboden herumtollen oder in den Schneesturm geraten, ob sie in der Schule ihren Spaß mit Fräulein Lundgren haben oder ob Lasse auszieht, einen Auerochsen zu fangen — man kommt aus dem Lachen und Staunen nicht heraus. Und wenn es schon nicht möglich ist, daß Ihr selbst nach Bullerbü fahrt, um mit den sechs kleinen Schweden Freundschaft zu schließen, so solltet Ihr doch wenigstens ihre Geschichte lesen. Wenn Ihr die drei Bullerbü-Bücher ausgelesen habt, werdet Ihr bestimmt sagen: Schade, daß es nicht auch ein viertes und ein fünftes gibt!

Astrid Lindgren: WIR KINDER AUS BULLERBÜ — „Mehr von uns Kindern aus Bullerbü" — „Immer lustig in Bullerbü". Mit vielen Zeichnungen von Ilon Wikland Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. Jeder Band 145 S., Hln. DM 5,80.

In Kroatien spielt die Geschichte vom Schusterbuben Gottschalk, der auf die Reise geht, um ein Paar Stiefel auszutreten. Anfangs geht alles gut, aber eines Morgens sind die Stiefel verschwunden. Ein Räuber hat sie mitgenommen! Es ist für Gottschalk und das Mädchen Gita gar nicht so einfach, die verschwundenen Stiefel wiederzubekommen. Viele Abenteuer müssen sie bestehen, und manchmal sieht es recht gefährlich aus für sie. Aber zuletzt nimmt alles ein gutes Ende, und für Gita und Meister Finster ist dieses Ende sogar besonders gut.

Ivana Berlitsch-Mazuranitsch: DIE VERSCHWUNDENEN STIEFEL. Zeichnungen von Heinz Aulig. Ensslin & Laiblin Verlag, Reutlingen. 153 S., Hln. DM 4,95.

Sechzehn vergnügliche Geschichten findet Ihr in dem Buch mit dem vielversprechenden Titel „Mein Vater kann hexen".

Wie sich Tobias Knorpel ein neues Gesicht kauft; was Zappel, der Hase, in der Großstadt erlebt; wie Schwammerl einen Dieb fängt; was für ein drolliges Paar Bulli Kugel und Zilli Latte abgeben; wie es bei Familie Pudelflink zugeht, und warum Toni die Schule schwänzt — das kann ich Euch nicht mit wenigen Worten wiedergeben, das müßt Ihr schon selber lesen!

Gertrud Dahlmann-Stolzenbach: MEIN VATER KANN HEXEN. Zeichnungen von Jochen Bartsch. Ensslin & Laiblin Verlag, Reutlingen. 112 S., Hln. DM 4,20.

Diesmal sollen auch wieder zwei der bunten Schneiderbücher dabei sein, beide für Mädchen ab 9 Jahre. Das erste erzählt von Tessie, die manchmal, auch wenn sie bei der Wahrheit bleiben will, unversehens ins Schwindeln gerät, und darum auch will niemand mehr an ihre guten Taten glauben. Es ist eine harte Lehre, die Tessie schließlich doch auf den rechten Weg bringt. Eine spannende Geschichte, die mit amüsanter Art deutlich macht: Wahrhaftigkeit macht froher und glücklicher als Schwindeln.

Marie-Louise Fischer: IM SCHWINDELN EINE EINS. Ein Schneiderbuch, reich illustriert, farb. Glanzeinband. 144 S., DM 3,80.

Das zweite erzählt von den Drillingen mit den wippenden Pferdeschwänzen, die sich bis aufs i-Tüpfelchen gleichen und daher nicht auseinandergehalten werden können. Aber der Klub der „Thugs", der Pferdeschwanzmädchen, will einstweilen noch nichts von ihnen wissen. In ein paar Wochen freilich, ganz auf sich gestellt, überwinden sie alle Zimperlichkeit. Und als sie schließlich alle „Prüfungen" überstanden haben, können sie im Triumph und hoch zu Roß bei den Thugs Einzug halten. Ein Mädchenbuch, das durch seine mühelose Leichtigkeit und Heiterkeit beglückt.

M. Z. Thomas: NEIN, DIESE MÄDCHEN! Ein Schneiderbuch, reich illustriert, farb. Glanzeinband. 128 Seiten, DM 3,80.

Mit zu den schwierigsten und bedeutsamsten Fragen, die ein junger Mensch zu entscheiden hat, gehört die Berufswahl. Man sollte sie nur treffen, nachdem man sich über alle in Frage kommenden Berufe eingehend informiert hat. Aber wie das anstellen? Soweit es Euch Mädchen angeht, habe ich einen guten Tip: Besorgt Euch rechtzeitig das folgende Buch. Es enthält die genaue und sachkundige Beschreibung von 130 Mädchenberufen und wird Euch bei der Berufswahl eine wertvolle Hilfe sein:

Gisela Kluge: BERUFE FÜR DICH. Eine Berufskunde für Mädchen. Illustrationen von Helen Brun. Verlag Herder, Freiburg. 288 Seiten Text und 16 Bildtafeln. Hln. DM 9.80.

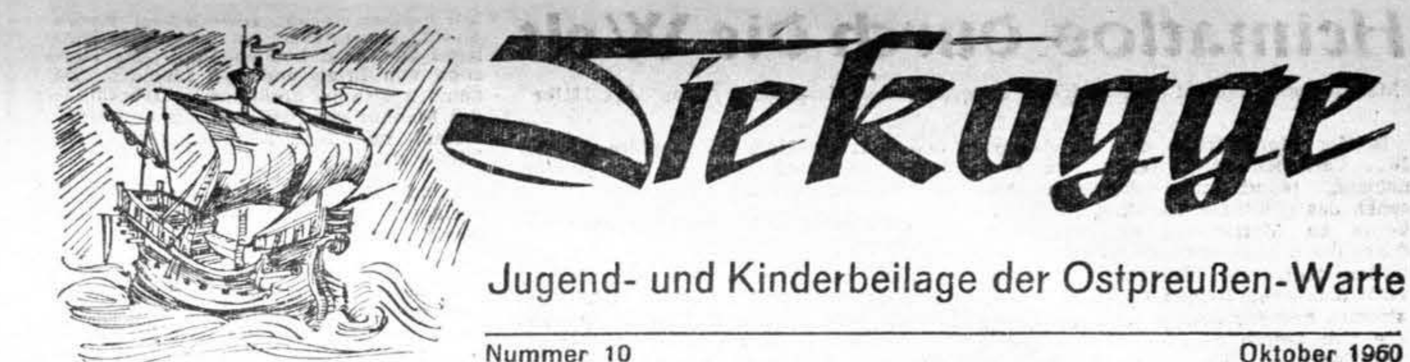
Für den Schluß habe ich mir diesmal etwas ganz Besonderes aufgehoben, das großartig ausgestattete Bildungsbuch für Jungen und Mädchen „Wunderbare Welt". Hier ist alles das zusammengetragen, was man vom Weltall, von unserer Erde und von den Menschen, die darauf leben, wissen sollte. Natur und Technik, Geschichte und Erdkunde, Handel und Wandel, Spiel und Feier — alle nur erdenklichen Gebiete des menschlichen Lebens und Wissens sind hier in knapper, klarer und anschaulicher Weise für Euch dargestellt. Zahllose Zeichnungen, Schemata, Fotos und Farbtafeln, Kartenskizzen und Tabellen ergänzen den hervorragend gestalteten Text und machen das Buch zu einer Fundgrube ersten Ranges. Laßt es Euch gelegentlich in Eurer Buchhandlung vorlegen. Und wenn Ihr die Möglichkeit habt, es Euch schenken zu lassen, dann wünscht es Euch — allerspätestens zu Weihnachten!

WUNDERBARE WELT. Herders Bildungsbuch für Jungen und Mädchen. Verlag Herder, Freiburg. 256 Seiten mit 480 Abbildungen, darunter 77 Farbbilder. Großformat, Hln. DM 16,80.

Schluß für diesmal, meine lieben Leseratten! Ich wünsche Euch viel Spaß beim Schmökern und bin mit herzlichem Gruß

Euer Otfried Preußler

Den Beitrag „Lob der Nüsse" auf Seite 1 der „Kogge" entnahmen wir der im Herder Verlag Freiburg/Brg., erschienenen „Hauspostille des Herzens" aus der Feder des verstorbenen ostpreußischen Schriftstellers Curt Elwenspoek.



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 10 Oktober 1960

Lob der Nüsse

Aus Curt Elwenspoeks Hauspostille des Herzens

Jetzt ist der Herbst in vollem Gange, viel Obst, das meiste wohl ist abgeerntet, nur noch hier und da sieht man ein paar späte Äpfel am Baum, in den Straßen der Weinorte riecht es nach Trauben und neuem Wein, und die Nußbäume sind wohl allenthalben geschüttelt.

In all dem Herbstessegen hat die Nuß von jeher eine besondere Rolle gespielt. Allem anderen Obst oder auch Wildgemüse, wie Pilzen und Beeren, hat die Nuß ja etwas voraus: sie läßt sich lange aufbewahren, ohne alle Mühe und Vorbereitung. Zwetschgen, Pfirsiche, Birnen, Äpfel muß man eindünsten, oder man muß sie dörren, um sie haltbar zu machen. Bei der Nuß bedarf es keiner Prozedur, sie bleibt, wie sie ist, unter Umständen ein Jahr und länger, und selbst in prähistorischen Gräbern etwa der Bronzezeit haben die Haselnüsse sich gut gehalten, wenn sie auch nicht mehr, versteht sich, genießbar sind. Immerhin, die Nüsse, die wir heute ernten, sind nicht nur Weihnachten noch ganz auf der Höhe, sie können unter Umständen noch zu Ostern und Pfingsten trefflich munden. Allerdings die jungen Nüsse, mit noch etwas biegsamer Schale und schneeweißen Kern, die sind schon besonders köstlich, zumal dann, wenn man sie mit frisch geschleudertem Honig ißt oder neuen süßen Wein dazu trinkt. Aber streng genommen sind die ganz frischen Nüsse ja ein voreiliger, ein vorweggenommener Genuß, dem so ein ganz klein wenig der Hauch des Verbotenen, des noch nicht ganz Erlaubten anhaftet, und auch die Natur scheint nicht zu wollen, daß wir uns ihrer schon bemächtigen, denn sie hat den süßen, würzigen weißen Kern mit einer gallenbitteren Goldhaut überzogen, die man doch erst sorgsam und mit einiger Mühe abziehen muß, um an den eigentlichen vollen Genuß zu kommen. Um Weihnachten aber — siehe da! — ist alle Bitternis verschwunden, und der ganze Kern schmeckt kräftiger, männlicher, möcht' ich sagen, und gesünder. Nun, es gehört nicht viel Phantasie dazu, in dies Verhalten der Walnuß eine Art von lehrreicher Symbolik hineinzusehen, etwa mit dem Motto: Laß die Dinge reifen!

Aber ich weiß noch mehr zum Preise der Nuß zu sagen. Daß sie nicht fault, nicht schimmelt, sondern sich fast unverändert hält, wurde zum Lob ihrer Beständigkeit schon erwähnt. Aber es rührt mich auch jedesmal, wenn ich eine Nuß knacke — am liebsten ohne Instrument, nur zwischen Daumen und Zeigenfinger —, zu sehen, mit welch treuer Sorgfalt die Natur den Kern, an dem ihr viel gelegen, so liebevoll in einem Schrein von festestem Holz gepackt hat, daß ihm ja nichts geschehe. Läßt sich doch die harte Schale kaum mit dem Messer bearbeiten.

Und dies kunstvoll gefügte, so erstaunlich widerstandsfähige kleine Gebäude zertrümmern wir nun gedankenlos, nur um den Kern zu verschlingen. Aber halt! Wir müssen es ja nicht zertrümmern! Die beiden Hälften des hölzernen Behälters lassen sich ja auch säuberlich voneinander trennen, und dann haben wir zwei Schalen, zwei Boote! Ich könnte mir sehr wohl denken, daß ein früher Mensch vor vielen Jahrtausenden auf die umwälzende Idee des Bootes, des Kahns, des Kanus, des Schiffes gekommen ist, als er seinen kleinen Sohn belauschte, der Walnußschalen in einer Pfütze schwimmen ließ. Vielleicht schreibt sich der hübsche Silvesterbrauch, Walnußschalen mit brennenden Lichtstümpfchen zu befrachten und in einer Schüssel schwimmen zu lassen, von einem alten Dankkult für die Entdeckung des Bootes her. Ist sie nicht fast so wichtig wie die Erfindung des Rades? Aber das Rad rollt in die Ferne, die Boote und die Walnußschalen finden zueinander, was dann als Silvesterorakel dient.

Und daß die Menschen zueinander finden, ist vielleicht ebenso wichtig, wie daß sie in die Ferne und Weite streben.

Johann Georg Hamann spricht:

Wenn ich nicht an einen Gott glaubte, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt, der unsere Tränen uns versprochen hat selbst abzutrocknen — wie würde ich ohne diesen Gedanken fortkommen? Ich würde hundert törichte Dinge anfangen, mich irremachen und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte alles, was mir Gott noch auflegen will, und hoffe, daß er mir die Last eines Tages werde tragen helfen.

*

Ich überlasse mich und mein Schicksal der göttlichen Vorsehung gänzlich. Sie hat Triebe in unsere Natur gelegt, die, wenn sie nicht lasterhaft sind und mit unseren Pflichten streiten, nicht selten als unsere Bestimmung, als der Ruf zu ihren Absichten angesehen werden können. Mit wieviel Ruhe und Zufriedenheit kann derjenige leben, der keinen anderen Erdenzweck hat, als wie ein vernünftiges, und wie ein teuer erlöstes Geschöpf, als Mensch und Christ, seinen Verbindlichkeiten ein Genüge zu tun.



Kartoffel-Ernte / Zeichnung Hans Sauerbruch

Heimatlos durch die Welt

Martin Opitz beklagt sein Schicksal angesichts der Marienburg / Von Max Halbe

In der Morgenfrühe des 31. August 16.. verließen zwei Reiter von vornehmen, jedoch ungleichartigem Ansehen das geöffnete Tor ihrer Nachtherberge zu Marienburg und sprengten durch die nebelfeuchten Gassen der alten Ordensstadt, am Burggraben vorbei, nach dem abschüssigen Ufer des Nogatstromes und zur Anlegestelle der Fähre, die sich jedoch gerade auf der gegenüberliegenden Stromseite befand. Es hieß also, sich in Geduld zu fassen. Beide Reiter sprangen von ihren Gäulen, übergaben sie der Obhut eines eilfertig sich nähernden Wärters und gingen am Strande des breiten, schnell dahinsprudelnden Wassers gemächlich einige Schritte nebeneinander her.

„Das wäre dann also die in allen deutschen Landen hochberühmte Ordensburg der weiland Brüder vom Deutschen Hause?" sagte der ältere der beiden, der Herzogliche Rat Opitz von Boberfeld, der mit seinem brünetten, lang auf den modischen Spitzenkragen herunterfallenden Haupthaar, dem schwarzen Knebelbart und der schlanken, kaum mittelgroßen grazilen Gestalt auffallend gegen seinen hünenhaft soldatischen Begleiter abstach, und ließ seinen forschenden Blick zu dem über ihm wuchtenden roten Gemäuer des Hochschlosses emporsteigen. „Soweit mich auch mein eingeborenes Fatum durch Europiens Lande hin und her verschlagen hat, niemals hätte ich geglaubt, daß es mich auch einmal bis hierher, fast bis in die ultima Thule, an die Bernsteinküste und in das Land der Pruzzen tragen würde."

„Ihr werdet ein reiches und gesegnetes Land finden, Herr Herzoglicher Rat von Boberfeld", entgegnete der also Angeredete, Hauptmann Gerhard von Proen. „Es weiß seine Söhne zu nähren und läßt tüchtige und tapfere Frauen für sie wachsen. Um der kommenden Geschlechter willen."

Opitz hatte ein melancholisches Lächeln.

„Um der kommenden Geschlechter willen? Man könnte Euch um Eure Heimatliebe beneiden, Herr Hauptmann von Proen. Nicht etwa, daß es uns gebürtigen Schlesiern daran fehlte. Ihr wißt, ich komme von Silesias heitern Auen."

„Nicht nur ich — vielmehr die Welt weiß es, Herr von Boberfeld!" fiel Proen ein und erhob salutierend die Hand.

„Ihr schmeichelt mir, Herr Hauptmann!" wehrte Opitz ab. „Wenn Ihr vor ‚Welt' das Wörtchen ‚deutsch' einschieben und sagen würdet, die deutsche Welt weiß es, wo Martin Opitz von Boberfeld einst ans Licht stieg, so könnte es vielleicht stimmen. Aber laßt mich meinen Faden wieder aufnehmen. Ich sagte, ich beneide Euch um Eure Anhänglichkeit an Euren heimatlichen Boden. Nun denn! In mir seht Ihr, wiewohl einen geborenen Schlesier, dennoch einen gänzlich Heimatlosen vor Euch! Seit zwanzig Jahren — bildlich gesprochen, seit ich die toga virilis trage — scheint es mir in den Sternen bestimmt zu sein, daß ich unstet, gleich einem neuen Ahasver, durch alle Lande Europas irren muß und nirgendwo festen Fuß zu fassen vermag. Vor ein paar Jahren schien es, als sollte das Glück einer festgegründeten Heimat auch mir noch zuteil werden."

„Ihr spracht schon gestern davon, Herr von Boberfeld", warf Proen ein.

„So? Nun gut! So wißt Ihr's denn. Ihr habt ja die beiden hohen Herren, die mir seinerzeit auf schlesischem Boden eine Freistatt gaben, am königlichen Hoflager zu Thorn kennengelernt, die Herzöge von Brieg und von Liegnitz. Sie nahmen sich in großherziger Liberalität des Mannes der Feder an, als er wieder einmal vor dem höhnisch grinsenden Nichts stand."

„Und sind jetzt selbst ins Exil verschlagen, Eure beiden Herzöge", bemerkte Proen.

„Die Kriegsfurie verschont niemand und nichts, sei er auch noch so hoch- und edelgeboren", erwiderte Opitz, „und kein Thron steht fest genug in diesem von Gott Mavors selbst regierten Zeitalter. Hätte man nicht, als auf der Lützener Walstatt der große Schwedenkönig Gustavus Adolphus von der Kugel der Pappenheimer dahingerafft wurde und gar als im vorigen Jahr zu Eger der kriegsgewaltige Friedländer den Partisanen der kaiserlichen Verschwörer erlag, hätte man da nicht erwarten sollen, es werde nun endlich des Blutvergießens und der Selbstzerfleischung ein Ende sein?"

„Nur ein kurzes Aufatmen war's", rief Proen. „Wie um sich zu sammeln und Luft zu schnappen!"

„Und die Kriegsfurie streckte von neuem ihre mörderischen Krallen aus! Noch gab es ja mein schönes Schlesierland, das so lange verschont geblieben war. Herein brach die Vernichtung über die blühenden Fluren! Über die friedsamen Städte und Dörfer der Odergaue! Und vorbei war es auch mit Schutz und Schirm meiner hochmögenden Gönner, des Brieger und des Liegnitzer Herzogs, für den heimatlosen Verfasser der ‚Deutschen Poeterey'."

Diesen Abschnitt entnahmen wir dem Opitz-Roman „Die Friedensinsel" von Max Halbe, der am 4. Oktober 95 Jahre alt geworden wäre. Eine eingehende Würdigung von Leben und Werk des westpreußischen Dichters finden die Kogge-Leser auf Seite 10 dieser Ausgabe.



Henri Dunant



(Photo Ullstein)

Geboren am 8. Mai 1828 in Genf, gestorben am 30. Oktober 1910 in Heiden (Schweiz)

Im Jahre 1864 veranlaßte der schweizerische Philanthrop Henri Dunant die Einberufung einer Konferenz, die die Genfer Konvention schuf. Dadurch wurde er zum Anreger und Begründer des Roten Kreuzes. 1901 erhielt er für sein Wirken den Friedens-Nobelpreis.

Drei Tage am Ufer des Meeres

Ein Brief Wilhelm von Humboldts

Königsberg, 10. Oktober 1809

Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich auf einer Seite anwütet, und den an der andern eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten, traurigsten Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm, emporwachsen und nur oben durch die Luft zu leben scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nichts zu übertäuben gibt, nur einzelne große Möven, die am Ufer hinschweben. Dann auf einmal, aber freilich selten, eine ordentliche Oase, hübsche Wiesen, gute Weide, schöne Bäume, ein freundliches Dorf.

So fuhr ich fast vierundzwanzig Stunden lang einen Tag und eine mondhelle Nacht, immer mit einem Rade im Wasser. Die See war sehr bewegt, ohne eigentlich zu stürmen. Manchmal ist sie so schlimm, daß neulich die Wellen das Verdeck der Chaise eines Reisenden weggerissen haben. Von der Nehrung reiste ich weiter der Küste nach bis Pillau. Hier sind die Ufer hoch und das Land innerhalb freundlich und fruchtbar, die grünen Wiesen gehen bis an die Küste an einigen, doch wenigen Stellen. Aber viel Dörfer, Hügel, die man hier schon Berge nennt, und einzelne Baumgruppen, auch einige große und schöne Waldungen von Eichen und Buchen, Nadelholz fast gar nicht. Ich blieb eine Nacht gerade an der Ecke der Küste in Dirschkeim, wo auf einer Art Vorgebirge eine Leuchte für die Seefahrenden ist.

Ich ging noch die Nacht allein an den Meeresstrand. Es war schrecklich stürmisch, aber der Mond kam unterbrochen zwischen den schwarzen Wolken hervor. Ich habe bis nach Mitternacht da gestanden. Es war ein sehr großes Schauspiel. Wie innig habe ich da Deiner gedacht, holde, teure Seele. Wie mich gesehnt durch die empörte Flut hindurch an die Küste hin, wo ich mit Dir war. Ich werde die Nacht nie vergessen, sie ist das Größte und Schönste, was ich seit meiner Abreise von Dir erlebt habe. Aber wie eisig, wie traurig, wie dürftig ist dieser Meeresstrand und selbst dies Meer. Nur die Wellen sind hier schön, die von der Fremde herkommen und nun anstürmen und wieder zurückdonnern. An dieser Küste findet man auch den Bernstein, den schönsten in der Erde. Aber den meisten bringt die See.

Frieden mit dem roten Bruder

In der Nähe der Gila-Wüste in Nordamerika fand die historische Begegnung des amerikanischen Generals J. H. Howard mit dem Apachenhäuptling Cochise statt. Diese „Gipfelkonferenz" hatte Tom Jeffens vermittelt, der freiwillig aus der amerikanischen Armee ausgeschieden war. „Unser Ausrottungskrieg gegen die Indianer im Namen der Zivilisation ist Wahnsinn" hatte seinem Major zum Abschied gesagt. Tom Jeffords gab ein großartiges Beispiel für die Verständigung zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe und verschiedenen Glaubens. Das war vor fast hundert Jahren — 1869!

gelobt, daß sich von nun an kein Weißer in eurem Territorium ansiedeln darf. Ohne eure Genehmigung wird niemand mehr in eurem Lande auf die Jagd gehen oder Gold suchen dürfen. Ohne eure Zustimmung darf kein Weißer euer Territorium durchziehen oder Handel mit einzelnen Stämmen betreiben."

Ein breitschultriger Häuptling, dem ein Auge fehlte, erhob sich und rief mit kehliger Stimme: „Hört zu, meine Freunde! Nicht ich, nicht wir, sondern die Weißen begannen den Krieg. Das Blutbad, das die Blauröcke unter unseren friedfertigen Brüdern anrichteten, ließ mich zum Kriegsbeil greifen. Ich war dabei, als unsere Brüder waffenlos in ihrem Blute erstickten. Auch zu ihnen hatten die Weißen zuerst vom Frieden und vom eigenen Land gesprochen, um sie einzuschläfern wie Kinder. Die Bleichgesichter haben unzählige Papiere vorgelegt, die sie Verträge nennen. Es waren mehr, als es Tage von einem Mond bis zum anderen gibt. Aber was waren ihnen selbst diese Verträge wert?"

Im weiten Rund saßen die Häuptlinge der verschiedenen Stämme auf dem staubbedeckten Boden. Sie hatten ihren prächtigen Kopfschmuck angelegt, kamen aber alle ohne Waffen.

Vom Süden her, gleichfalls waffenlos, erschien General Howard in dunkelblauer Uniform, Tom Jeffords in seiner verblichenen, fast schäbigen Präriekleidung und Cochise in enganliegenden Hosen aus gegerbtem Hirschleder, einem hellen Lederhemd, die Stirn von einer Klapperschlangenhaut geziert. An einer Lederschnur trug Cochise seinen Köcher auf dem Rücken, ein einzelner gefiederter Pfeil steckte darin.

Die drei Männer näherten sich der Versammlung.

Als sie in den Kreis der versammelten Stammeshäuptlinge traten, sahen sie verschlossene, ja feindselige Mienen — geformt und gezeichnet von den grausamen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte. Hier saßen viele Männer, die immer wieder verraten worden waren, die tausend Gründe hatten, den Worten und den feierlichen Versprechungen eines Weißen nicht zu trauen, weil man sie immer und immer wieder betrogen hatte.

In dieser Stunde erlebte Tom Jeffords den stolzen Höhepunkt seines Lebens. Jeffords trat vor und schwenkte eine Landkarte über seinem Kopf.

„Ich habe hier in meiner Hand ein Papier. Es ist eine Landkarte. In ihr ist das Gebiet der Chiricahua-Apachen eingezeichnet. Es ist euer Land und gehört euch für alle Zeiten. Der große Häuptling der Bleichgesichter in Washington

Zwischenrufe wurden laut, einige Häuptlinge sprangen auf.

„Wie ist es, wenn weiße Männer nach gelben Körnern suchen und in unser Land eindringen? Dürfen wir sie dann töten?"

„Was soll mit Bleichgesichtern geschehen, wenn sie einen meiner Indianer töten?"

Jeffords übersetzte, was General Howard sagte:

„Wir werden in Zukunft jeden Mann hängen, der einen Indianer ermordet!"

Nun flogen die Fragen hin und her. Unermüdlich gab General Howard Antwort. Nicht einen Augenblick verlor er die Ruhe, obwohl wieder ein mürrischer Zwischenruf laut wurde.

Da erhob sich Cochise. Er ging auf den einäugigen Häuptling zu. „Der Haß macht dich blind. Unser Volk wird nur dann leben und weiterbestehen können, wenn wir zum Frieden finden. Hört meinen Vorschlag: Ich will einen Waffenstillstand zur Probe versuchen. Ich werde die Weißen drei Monde lang prüfen!"

Er zog den einzelnen gefiederten Pfeil aus dem Köcher auf seinem Rücken und hielt ihn mit ausgestrecktem Arm gegen den Himmel, daß alle es sehen konnten.

So stand er sekundenlang unbeweglich.

Dann nahm er den Pfeil und zerbrach ihn vor seiner Brust. Er brach ihn als Symbol des Friedens.

„Dies ist das Zeichen!"

Dann nahm Cochise einen großen Stein in die Hand. Mit feierlichem Ernst legte er ihn zwischen den flammenden Feuern zu Boden.

„An jedem Tag, an dem kein Schuß aus dem Gewehr oder dem Revolver eines Mannes fällt, kommt ein neuer Stein hinzu. Wenn es neunzig Steine sind, wird Frieden zwischen den Apachen und den Bleichgesichtern sein."

Tom Jeffords ergriff Cochises Hand, preßte sie und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Cochise, ich bin sehr glücklich..." Doch der Indianer blieb ernst. „Ich bin es noch nicht, mein weißer Bruder. Vom Frieden zu reden, ist leicht. Aber es ist schwer, ihn zu halten."

Aus dem neuen Schneider-Buch „Der gebrochene Pfeil" von Heinz O. Quitz. Ganzleinen 7.80 DM.

Geheimnis Leben

Von Ludwig Koch-Isenburg

Einmal aber muß das Leben auf unserer Erde entstanden sein. An irgendeiner Stelle, sei in der Tiefe der Ozeane, in den besonnten Oberflächenschichten, auf hoher See oder im ufernahen Grund des Meeres, müssen die ersten Keime sich gebildet haben. Sie müssen gewachsen sein und in unendlicher Formenfülle und Vielgestaltigkeit alle Lebensräume erfüllt haben. Sicher entstanden zuerst einzelne Zellen, die ein Eigenleben führten. Schließlich müssen sie sich nach dem „Affinitätsgesetz", das Gleiches zu Gleichem zwingt, zusammengefunden haben, locker zuerst, dann immer inniger, und schließlich müssen sie sich in die vielfältigen Aufgaben, die ein Organismus, auch ein niederer, zu erfüllen hat, geteilt haben. Einige nahmen dann nur Nahrung auf, andere verdauten sie. Einige regelten die Fortpflanzung, andere die Bewegung, die Ausscheidung, die Atmung.

Als die Urmeere „kochten" und die Festländer glühten, konnte kein Platz sein auf Erden für die empfindliche Keimzelle des Lebens. Wärme war ihr bestimmt förderlich, aber Glut mußte sie töten. Das Leben tat, als die Wärme gemäßigt und die Bedingungen günstig geworden waren, seinen ersten Schritt in die Welt. Wo, ist unwichtig zu wissen — es kann ja nur im Meer gewesen sein —, allein das „Wie" ist die große Frage. Viele Theorien über die Entstehung des Lebens hat der Mensch ersonnen, keine aber befriedigt den ernsthaften Forscher. Das eigene Dasein ersteht uns in einem neuen wundersamen Glanz, seit wir so manches vom Bau und der Arbeitsweise unserer Organe erforscht haben. Aber auf die letzte und tiefste aller Fragen, die Frage nach der Herkunft des Lebens, gibt es bis heute noch keine befriedigende Antwort.

Der Mensch konnte feststellen, seit er das Mikroskop erfunden hatte, daß sich in jeder Flüssigkeit, sei dies Wein, Milch, Fleischbrühe oder Wasser, die einige Zeit lang offen dagestanden hat, eine Unmenge kleinster Lebewesen findet. Man glaubte zuerst, sie seien von selbst darin entstanden. Aber nichts auf der Erde entsteht „von selbst". Alles Geschehen hat eine Ursache. Es hat lange gedauert, bis die Menschheit erkannte, daß allein die Luft als Überträgerin dieser winzigen Lebenskeime in Frage kommt und daß diese Keime allgegenwärtig sind.

Als man das wußte, war es nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Erkenntnis, daß man alle leichtverderblichen Stoffe haltbar machen kann, wenn man sie steril in luftdichte Behälter füllt und der Luft den Zutritt von oben verwehrt. Alle Fäulnis, alle Gärung und jeder Zerfall tierischer und pflanzlicher Stoffe wird durch Kleinlebewesen verursacht, deren Dauerformen von der Luft überallhin getragen werden.

Man hat die Entstehung des Lebens auf andere Planeten verlegen wollen. Es gibt nach den Überlegungen des amerikanischen Chemikers Calvin über 100 Millionen Himmelskörper, auf denen Verhältnisse herrschen, die Kohlenstoff, die erste Voraussetzung zu den irdischen ähnlichen Lebensformen, entwickeln können. Aber das Rätsel um die Entstehung des Lebens wird nicht dadurch gelöst, daß man es auf einen anderen Planeten verlegt. Selbst wenn Lebenskeime die Eiseskälte des Weltraums fliegend zu überwinden vermöchten, so bliebe die Frage nach ihrer Entstehung nach wie vor offen.

Es fliegen uns Meteore von anderen Planeten zu, aber diese kommen, wenn sie die Erdatmosphäre durchrasen, zum Glühen. Auch sie sind ungeeignet, Keime zu transportieren. Es wäre durchaus denkbar, daß sich da und dort im Weltraum das Leben auf sehr verschiedenen Stufen der Entfaltung befindet. Unsere heutigen Formen sind in Jahrmillionen geworden, und ihre Entwicklung ist noch keineswegs abgeschlossen. Ja die Annahme, daß noch andere Planeten Leben tragen, ist wahrscheinlicher als die, daß allein unsere kleine, unbedeutende Erde unter all den Millionen von Gestirnen Lebensträger sein soll.

Aus „Abenteuer der Biologie" von Ludwig Koch-Isenburg, erschienen im Kreuz-Verlag, Stuttgart (siehe unsere Buchbesprechung auf Seite 12 dieser Ausgabe).

Martin Luthers Beziehungen zu Ostpreußen

Ein Beitrag zum Reformationsfest

Wir Ostpreußen gedenken Martin Luthers nicht nur als des großen Reformators der Kirche, ihm gilt auch unsere Verehrung als geistigen Gründer des Staates, dem unsere Heimat einst den Namen gegeben hat. Das war damals, als mitten in den Wirren eines neu heranbrechenden Zeitalters der durch eigenes Verschulden lebensunfähig gewordene Ordensstaat abtreten und einem neuen Staatswesen Platz machen mußte.

Der Untergang des Ordensstaates war schon nach dem zweiten Thorner Frieden 1466 zur Gewißheit geworden. Noch 1519 hatte Papst Leo X. dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg aufgetragen, durch eingreifende Reformen zu retten, was noch zu retten war. Ein paar Jahre später richtete Papst Hadria VI. die gleiche Aufforderung an ihn. Der auf sich allein gestellte Hochmeister sah sich einer schier unlösbaren und verantwortungsvollen Aufgabe gegenüber und reiste deshalb nach Deutschland, wo er bei den deutschen Fürsten Rat und Hilfe erhoffte.

In Nürnberg war es, wo Hochmeister Albrecht zum ersten Male einen Prediger, es war Andreas Osiander, die neue Lehre verkünden hörte. Er war tief beeindruckt. Als auf dem Reichstage der päpstliche Legat die Ausrottung der Ketzerlehre mit Feuer und Schwert verlangte, gab Albrecht ihm zur Antwort, daß er selbst zur Kirche wohl halte, jedoch seien die Mittel nicht recht, die offenbare Wahrheit der neuen Lehre zu unterdrücken.

Hochmeister Albrecht hatte keinen Erfolg in Deutschland gehabt. Er sandte daher im Sommer des Jahres 1523 seinen persönlichen Ratgeber, den Magister Johann Oeden mit den Ordensstatuten zu Luther und ließ ihn um Rat fragen, wie er sich verhalten solle. Albrecht holte ihn sich dann persönlich, als er auf der Reise zum Kurfürsten Joachim I. in Berlin einen Umweg nach Wittenberg machte. Der Reformator wußte bereits, daß Albrecht zur neuen Lehre neigte, sich aber nicht zu ihr bekennen konnte, da er die Hilfe von Papst und Kaiser nicht zu entbehren vermeinte. So gab er dem noch unschlüssigen Hochmeister den Freundesrat, den Deutschen Ritterorden aufzulösen, aus dem Ordensstatt ein weltliches Fürsten- oder Herzogtum zu machen und sich selbst eine Gattin zu vermählen. Albrecht hat sich damals noch nicht entschieden und reiste ab. Zugleich richtete Martin Luther in diesem Zusammenhange, im September des gleichen Jahres, seine berühmte Flugschrift „An die Herren teutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechtlichen ehelichen greifen sollen".

Inzwischen hatte während der Abwesenheit Albrechts die neue Lehre bereits ihren Einzug ins Ordensland gehalten. Als erste Standesperson hatte sich zu ihr der Bischof von Samland, Georg Polenz, entschieden und öffentlich bekannt. An Stelle des lateinischen hatte er jetzt Gottesdienste in deutscher Sprache angeordnet. Auch mußte allen denen, die nur preußisch, litauisch oder polnisch sprachen, der evangelische Unterricht in ihrer Muttersprache erteilt werden. Die Geistlichen hatten sich des Studiums lutherischer Schriften zu befleißigen. Hocherfreut schrieb damals Martin Luther an einen Freund nach Königsberg: „Es ist wahrlich ein Wunder! In vollem Lauf, mit aufgespannten Segeln eilt das Evangelium nach Preußen!"

Zurückgekehrt fand Hochmeister Albrecht fast



das ganze Land evangelisch geworden vor. Nun zögerte er nicht mehr, dem Rat Luthers nachzukommen. Es bedurfte aber noch längerer Verhandlungen mit dem Polenkönig, dem Lehnsherrn des Landes, bis dieser am 8. April 1525 zu Krakau seine Zustimmung gegeben hat. Der Deutsche Ritterorden wurde im Preußenlande nach dreihundertjährigem Bestehen aufgelöst. Hochmeister Albrecht legte als erster das Ordenskleid ab und übernahm das Herzogtum Preußen als Herzog Albrecht zu Lehen aus der Hand des polnischen Königs. Es war ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, wie es einstmals die Ankunft des Ritterordens im heidnischen Preußenlande gewesen war.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß es nicht leicht gewesen sein mochte, ein ganzes Land von der bisherigen kirchlichen Lehre auf eine neue umzustellen. Gewiß hat es mancherlei Schwierigkeiten gegeben, wie es auch wahrscheinlich mancherlei Auswüchse in der Art der Bekehrung gegeben hat. Denn die Frucht mußte erst reifen. Nur das seit dem zweiten Thorner Frieden polnisch gewordene Ermland mit seinem Bischof Hosius hatte der Evangelisierung widerstanden und blieb der alten Lehre erhalten. Allerdings gingen in diesem Bistum von 219 Pfarreien 127 verloren. Dagegen blieben die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rössel und Allenstein katholisch und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Auf des Herzogs Bitten schickte Martin Luther evangelische Prediger nach Königsberg, die meistens seine Schüler gewesen waren, wie jenen Doktor Brismann, der von der Kanzel des Königsberger Doms den Domherren den Römerbrief im Sinne Luthers auslegte. Oder die Prediger Amandus und Graumann, genannt Poliander, die an der Altstädtischen Kirche gewirkt haben, Paul von Spretten, auch Speratus genannt, den Herzog Albrecht 1524 auf Luthers persönliche Empfehlung an die Königsberger Schloßkirche berufen hatte, und Meurer, Pfarrer an der Löbenichtschen Kirche. Sie alle sind fromme Männer und Glaubenseiferer gewesen, und manche von ihnen haben der Nachwelt noch heute gesungene Kirchenlieder hinterlassen, wie Poliander, mit dessen herrlichem Lied „Nun lob mein Seel den Herrn" (1648), das Ende des Dreißigjährigen Krieges verkündet wurde. Das Lied des Theologen Speratus „Es ist das Heil uns kommen her" ist bereits im ersten evangelischen Gesangbuch 1524 erschienen. Speratus wra übrigens nach sechsjähriger Amtszeit an der Schloßkirche von 1530—31 Bischof von Pomesanien und ist im Alter von 67 Jahren in Marienburg verstorben.

Martin Luthers innige Beziehungen zu Herzog Albrecht haben bis zum Tode des Reformators 1546 bestanden. In Ostpreußen aber ist er nie gewesen. Er blieb der Berater in allen kirchlichen Fragen, in der Ordnung des Gottesdienstes, der Einführung der Kirchenvisitationen, der Neugestaltung des Schulwesens. Nicht zuletzt erfolgte auf Luthers Initiative auch die Gründung der Königsberger Universität 1544, der Albertina, zwei Jahre vor seinem Tode. Bis zuletzt stand des Reformators Standbild vor der Albertina neben den Standbildern von Herzog Albrecht und Luthers Freund Philipp Melanchthon.

Die familiären Bindungen Luthers zu Ostpreußen blieben aber auch über seinen Tod hinaus bestehen. So hatte auf Herzog Albrechts Kosten Luthers ältester Sohn nach des Vaters Tode einige Jahre auf der Albertina studiert. Ein merkwürdiges Schicksal hat es gewollt, daß Hans Luther, schon fürstlich-weimarischer Rat geworden, während seines Besuches in Königsberg 1575 plötzlich verstarb und in der Altstädtischen Kirche beigesetzt wurde. Auf dem heutigen Kaiser-Wilhelm-Platz, wo einst diese Kirche gestanden hat, erinnerte noch immer eine Marmortafel an ihn. Nach dem Tode des Reformators heiratete dessen jüngste Tochter Margarete nach Ostpreußen und lebte als Gattin des edlen Herrn von Kuenheim auf dem Familiengute Knauten im Kreise Preuß.-Eylau. Sie starb erst 36 Jahre alt und ist in der altehrwürdigen Ordenskirche zu Mühlhausen in Ostpreußen beerdigt. Durch Margarete von Kuenheim leitet eine ganze Reihe preußischer Adelsfamilien ihre direkte Abkunft von Martin Luther ab.

Der Chronist Kaspar Henneberger hat später einmal geschrieben: „Es muß unser lieber Herrgott dies Preußenland sehr lieb gehabt haben, daß er nicht allein den ersten papistischen Bischof zum Evangelium bekehrte, sondern auch das theuren Mannes Gottes Martinus Luther Kinder darinnen zu ruhen verordnet hat."

ha.

Kulturelle Nachrichten

Lehrauftrag für Heinrich Klumbies

Der Vorsitzende der Künstlergilde, Maler und Illustrator Heinrich Klumbies, der 1905 in Neutomischel im Posenschen geboren wurde, ist an die Staatliche Akademie Karlsruhe mit einem Lehrauftrag für Grafik berufen worden.

Einladungen für Prof. Nowakowski

Professor Anton Nowakowski wurde eingeladen, im Oktober im Rahmen der sechs großen Orgelkonzerte in der Festival Royal Hall in London einen Abend mit Bach, Mozart, Liszt und Reger zu bestreiten. Für den Februar des kommenden Jahres wurde er nach Brüssel eingeladen.

Ottilie Ehlers-Kollwitz stellt aus

In der gegenwärtigen Ausstellung des Frankfurter Kunstkabinetts ist eine Kollektion von Farbschnitten und Monotypien von Ottilie Ehlers-Kollwitz zu sehen. Die väterlicherseits aus Ostpreußen, von Mutterseite aus Schlesien stammende sechzigjährige Künstlerin ist seit 1920 mit Dr. Hans Kollwitz, dem Sohn von Käthe Kollwitz, verheiratet.

A. W. Paetsch gestorben

Der Danziger Komponist und Musikerzieher Alfred W. Paetsch ist in Wien — 58jährig — an einem Herzschlag gestorben. Paetsch wurde am Westpreußischen Konservatorium und am Sternschen Konservatorium in Berlin ausgebildet. Später war er in Danzig/Zoppot und in Köln am Theater tätig und kam schließlich erneut — diesmal als Musikbeauftragter der Stadt — nach Zoppot. Nach 1945 war Paetsch Musikpädagoge in Frankenberg und Darmstadt. Sein Werk umfaßt Orchester-, Klavier- und Kirchenmusik.

Elbing-Schallplatte

Eine Schallplatte mit Volksliedern und -erzählungen aus Elbing für den Hausgebrauch soll herausgebracht werden. Das beschlossen die Delegierten des Heimat-Kreistages Elbing, die sich am Wochenende in Bremerhaven — der Patenstadt Elbings — trafen.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

85

Liebe ostpreißische Landsleite!

Nachem Kalender soll nu eigentlich Herbst sein, aber was is? Sommer! Einer soll es nich fier meeglich halten, wie de Sonnche einem zergen tut. Wochenlang hat einer auf scheenes, warmes Wetter gelauert wie e Hundche aufem Kalbsknochen und hat gehubbert und gebibbert, und jetz suppt einem der Schwitz durch alle Knopflöcher. Emmend bliehen dies Jahr auch wieder zu Weihnachten de Erdbeeren wie schon emal vor e paar Jahrchens. Nei, nei, auf nuscht is nich mehr Verlaß, nich emal aufe Jahreszeiten, einer findt sich bald nich mehr zurecht in diese verrickte Welt.

Bei uns zu Haus war das anders, da herrschd „poschundek", da missden de Erdbeeren bliehen, wenn Zeit war, aber nich zu Weihnachten. Bloß eins is gut, nämlich de Äppel anne Schosseebäume. Die wuchsen bei uns bloß im Garten. Aber hier hängen se einem aufe Straß bald innes Maul rein, brauchst bloß zubeißen, wenn nich das Gebiß inne Schieblad liegen gelassen hast. Und dies Jahr giebt so viele Äppel, daß keiner se nich mehr haben will. Sehn Se, und da war ich nu aufem Kiehn, als heeherer Postbeamter bin ich ja nich dammlich. Deshalb ging ich beim Herr Gemeindeverstand und fragd ihm, was er mir giebt, wenn ich die runtergefallene Äppel auflesen tu, die Pferdsäppel natierlich nich. Die sind sehr knapp geworden, denn de Pferdchens haben se durche Wurstmaschien gedreht, und von die Treckers giebt ja kein Fallobst nich. Aber die Äppel, wo vonne Schosseebäume fallen, werden zertrampelt und verfaulen, wenn sich keiner ieber ihnen erbarmen tut. Und wie sieht das auch aus, wenn alles zermatscht und verfault aufe Straß rumliegt. Der Gemeindeverstand hädd kein Geld nich, aber er meind, ich kann die Äppel behalten, und genau dadrauf wolld ich ja raus mit mein hochherziges Angebot.

Nu hab ich bei das scheene Wetter drei Tag Äppel aufgelesen, auch von die Bäume hab ich gesammelt, besonders von die unterste Äste, wo ich gut langen konnd, die Kräten hauden mir dauernd gegnem Dassel, und das kann einer sich doch nich gefallen lassen. Nu schwimmen wir in Äppel, alle Eimer und Kisten sind voll, in alle Ecken liegen se rum, e halbem Zentner haben wir bestimmt all verdrickt, und nu kneift es uns im Bauch. Bestimmt, wir sind direkt und vollständig veräppelt. De Emma steht von morgens bis abends und kocht Äppelmus ein, fierem Winter. Von ieberall außem Dorf haben wir uns all Gläser geborgt, was soll bloß dadraus werden!

Wissen Se, wie de Emma mit das Einw e c k e n anfing, da wurd bei mir de Erinnrung an Zu Haus aufgew e c k t. Ich mussd so an meine Soldatenzeit denken und an die Manöwers im Herbst. Bei uns gab doch kleine Städtchens, die hädden bald mehr Soldatens wie Einwohner. Und die Herren Offziere hädden Sorgen mit ihre Burschen, weil die menchsmal e Happche dammlich waren. Da huckden in Tilsit mal der Herr Hauptmann Schulz und der Herr Hauptmann Gedat im Kasino und schlossen e Wett ab, wem sein Bursch dammlicher war. Erst wurd der Karl reingerufen, dem Hauptmann Schulz seiner. „Karl", sagd er, „hier hast drei Mark, geh inne Stadt und kauf mir ein Klavier."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, drei Mark, Klavier kaufen!" Hacken zusammen, und weg war er.

„Das ist noch gar nichts", meind der Hauptmann Gedat und ließ seinem Franz rufen: „Franz, du gehst sofort zu mir nach Hause in die Wohnung und siehst nach, ob ich schon zu Hause bin."

Der Franz: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, sofort in die Wohnung und nachsehen, ob der Herr Hauptmann schon zu Hause ist." Hacken zusammen, und weg war er.

Draußen treffen sich die beide Burschen, und der Karl sagt: „Ich hab vleicht einem dammligen Hauptmann. Stell dir vor, der schickt mir inne Stadt fier drei Mark e Klawiehr kaufen und ieberlegt gar nich, daß ich das Klawiehr allein doch ieberhaupt nich tragen kann."

„Aber meiner erst", sagd der Franz, „ich soll gleich in seine Wohnung gehn und nachkicken, ob er all zu Haus is. Dabei hat er doch e Telefong und brauch bloß anrufen."

Der Hauptmann Gedat hädd die Wette gewonnen, und sein treier Franz konnd sich abends e bißche was hinterm Schemisett plätchern. Das verstand er ganz gut, und wenn er erst emal anfing, denn heerd er sobald nich auf, besonders, wenn nuscht kosten tat. Er konnd bestimmt e orndlichem Rucks vertragen und kriegd so schnell dem Hals nich voll. Zuletzt war er aber doch blau wie e Bijohn und hield seinem Hauptmann fier seine sieße, blaubacksche Jule, indem daß er ihm zärtlich unärmeln tat und ihm durchaus e Butschche geben wolld. Da missd der Hauptmann Gedat natierlich dienstlich werden: „Franz, reiß dich zusammen, und jetzt ist Schluß mit den Fusikalien!"

Dadrauf versuchd der Franz, stramme Haltung anzunehmen, aber er mußd sich mit eine Hand am Tisch und mitte andere am Herr Hauptmann seine linke Schulter festhalten, sonst wär er auße Schlorren gekippt. „Herr Hauptmann", sagd er miehsam, „ich bitte Herrn Hauptmann, weitertrinken zu dirfen, denn so jung kommen wir nich mehr zusammen."

Da lachd sein Hauptmann und meind, gutmietig, wie er war: „Nein, jetzt ist es genug, wenn du durchaus willst, kannst du ja morgen weitertrinken."

„Herr Hauptmann", sagd der Franz und sackd nu trotz alle Befestigungsbemiehungen endgiltig inne Kniee, „morgen schmeckt mir nich mehr, indem daß ich denn e dickem Kopp hab."

Und nu fällt mir auch noch der Konditor Nußchen aus Stuhm ein. Sein Grundstick mit Garten lag am Stuhmer See, und seine greeßte Freid war das Angeln. Viel Erfolg hädd er nich dabei, denn er machd seinem Laden meist erst morgens um Uhre vier dicht, und denn war er vormittags so mied, daß er beis Angeln immer einschlief.

Einem Morgen huckd er wieder am See, de Angel im Wasser und dem Schnurgel aufe Brust. Da nahmen seine Freinde vom Stammtisch e großes Stick Weißblech, schrieben schnell mit Ölfarb was rauf, fuhren mittem Kahn leise bei ihm ran und bammelden dem Blech an seinem Angelhaken. Denn paddelden se aufes andre Ufer rieber und brillden: „Nußchen, schnell, da hat mindestens e Hecht von zwölf Pfund angebissen."

Der Konditor wacht mittem Rucks auf, kickd sich verdutzt um und zodderd denn mit Miehe de Angel außes Wasser, bis das Stick Blech rauskam. Und denn las er: „Heite haben wir keine Lust anzubeißen. Hochachtungsvoll, die großen Hechte."

Vonne Hechte komme ich nu gleich zu die Flundern, und von Stuhm mittem großen Hopps gleich nach Königsberg anne Fischbrick. Da is einem Landsmann mal schlecht gegangen, wo heite e bedeitende Perseenlichkeit is und in Gießen wohnt. Damals war er noch nich so bedeitend, sondern bloß Student, aber er hädd es knippeldick hintre Ohren und dem verstudiertem Kopp immer voll Streiche. Deshalb tat er mit seine Freinde wetten, daß er mit eine Fischfrau anbändeln und Sieger bleiben wird. Er verlor de Wett, denn wie er aufe Fischbrick kam, kriegd er nich emal richtig dem Mund auf. De Fischfrau merkd gleich, daß er ihr aufem Arm nehmen wolld, und haud ihm sicherheitshalber und kurzentschlossen mitte fette Flunder eins vorem Latz. Betriebt kickd er runter auf seinem Busen, wo nu das blietenweiße Oberhemd von die Flunder verunziert war. Aber ehr daß er noch was sagen konnd, machd de Fischfrau all ihr sießes Maulche auf: „Nu goahne Se man supe, Herr Studentke, fräte könne Se dem doch nicht mehr."

Sehn Se, so weckt de Emmade Äppel ein, und der Herbst de Erinnerungen außem Schlaf. Viel mehr, liebe Landsleite, is uns ja nich geblieben wie de Erinnerungen, deshalb wollen wir se pflegen und festhalten. Vleicht fällt Ihnen auch noch was Lustiges von zu Haus ein, denn schreiben Se mir.

Herzliche Heimatgrieße!

Ihr alter

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

50 Jahre Mutterhaus Bethanien

In Lötzen am 3. Oktober 1910 gegründet — Seit zehn Jahren in Quakenbrück

Das „Osnabrücker Tageblatt" nimmt das 50jährige Bestehen des ostpreußischen Diakonissen-Mutterhauses zum Anlaß, ausführlich über Weg und Bedeutung dieser Stätte selbstloser Hilfe am Nächsten, vor allem in jüngster Zeit zu berichten. Wir folgen gern diesen Ausführungen, zeigen sie uns doch, welcher Aufmerksamkeit und Hochschätzung sich das Mutterhaus Bethanien auch in seiner neuen Heimat erfreut.

Am 23. Januar 1945, als die sowjetischen Truppen in Ostpreußen vordrangen, mußte mit der Bevölkerung auch das Mutterhaus Bethanien die angestammte Heimat in Lötzen verlassen. Hier war am 3. Oktober 1910 das Diakonissen-Mutterhaus Bethanien eingeweiht worden, das in der Folgezeit sich sehr günstig entwickelte. Acht Diakonissen kamen durch die letzten Ereignisse des zweiten Weltkrieges ums Leben, den übrigen gelang die Flucht. Das Mutterhaus fand eine erste Bleibe auf der Anscharhöhe in Hamburg-Eppendorf und Celle, um dann 1950 endgültig nach Quakenbrück überzusiedeln.

Im Merschland, dem ehemaligen Luftwaffenrevier, arbeiteten seit 1948 bereits einige Schwestern, zusammen mit dem sehr verdienstvollen Wirtschaftsleiter Dr. Bruckhaus. Ihm besonders, in Zusammenarbeit mit dem damaligen evangelischen Pfarrer Werner und später Pastor Gehrke von der Sylvesterkirchengemeinde, gebührt das Verdienst, hier das Mutterhaus Bethanien mit all seinen sozialen Einrichtungen wie Fachkrankenhaus, Altersheim, Kindergarten, Krankenpflegeschule und Isolierstation aufgebaut zu haben, die in den vergangenen 10 Jahren bereits ungemein segensreich wirkten.

Welch ein Wandel mit Gottes Hilfe in den vergangenen 12 Jahren! Der ehemalige Fliegerhorst zeigte noch deutlich die Folgen eines Bombardements. Mitten in dieser trostlosen Umwelt begannen die Diakonissen ihre Arbeit. Als Gerät diente ihnen altes Wehrmachtsgut. Zug um Zug wurde es durch neues ergänzt. Gebäude wieder hergestellt und die Einrichtung beschafft. Die Innere Mission half, auch aus dem Ausland kamen Spenden. Das Werk wuchs. Altersheim und Kindergarten wurden angegliedert, vor einigen Jahren wurde erst das moderne Fachkrankenhaus auf dem ehemaligen Militärsportplatz erbaut und mit 170 Betten in Betrieb genommen. Eine Krankenpflegeschule mit Schülerinnenheim sowie ein Haus für die „Feierabendschwestern" folgten. Heute ist „Bethanien", dem Pastor Kueßner vorsteht, der Mittelpunkt des Merschlandes geworden und im ganzen Kreisgebiet bestens bekannt.

Die Schwestern mit den weißen Hauben beleben das Stadtbild und sind überall gern gesehen. Die Gesamtschwesternzahl betrug am Ende des vergangenen Jahres 224. Sie arbeiten vorwiegend in Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, doch auch einzelne in Hamburg und Schleswig-Holstein, eine sogar in Ostpreußen.

Besonders eng ist das Mutterhaus naturgemäß mit den ostpreußischen Heimatvertriebenen verbunden. Nicht von ungefähr fällt darum die 50-Jahr-Feier des Mutterhauses mit dem Kreistreffen der ostpreußischen Landsmannschaft zusammen. Die Festversammlung findet im Mutterhause am kommenden Sonnabendnachmittag statt.

Eine besondere Freude war es, als vor sechs Jahren, am 5. Dezember, in Bethanien eine Glockenweihe stattfand. Die Glocke der Nachbargemeinde Rotwalde, die jahrelang über die Wälder zum Mutterhaus herübergeklungen war und in Hamburg ausfindig gemacht wurde, ruft hier nun wieder zum Gebet.

Der Maler Julius Schmischke

Zu seinem 70. Geburtstag

Oft fliehe ich aus dem Lärme der Welt
zum Friedhof, wo mir die Toten gesellt.
Sie machen mir all meine Wünsche stumm.
Darum gehe ich so gern mit den Toten um

Die meisten unserer unrastgetriebenen Menschen haben aber weder Zeit für sich selbst und ihr Innerstes, noch für ihre Toten Wie bald sind auch Künstler vergessen, die, ehe sie den Gang in das Reich des Todes antraten, etwas bedeuteten! Um so mehr sind die, die ihnen im Leben nahe standen, gerufen, wenigstens an ihre Namen noch einmal zu erinnern.

Wer fragt etwa noch nach Julius Schmischke, der, als Sohn eines Lehrers auf der Kurischen Nehrung geboren, in seiner Kunst so herb und eigenartig war wie sie?

Professor Richard Pfeiffer war sein und auch Eduard Bischoffs Lehrer auf der Königsberger Kunstakademie. Er hatte sie gelehrt, daß die Form eines Kunstwerkes nicht nebensächlich wäre, sondern ein lebensnotwendiger Anteil jedes schöpferischen Werkes. Heute ist die Formlosigkeit Trumpf. Gewiß nur deshalb, weil ebenso chaotisch wie das politische Leben, das mit jedem Tage mehr das satanische Zeichen der Macht, der Gier und des Hasses auf der Stirne trägt, weil ebenso zerrissen wie die geistig entwurzelten Menschenherzen auch das Kunstempfinden weiter Kreise geworden ist.

Julius Schmischke brauchte noch die lebendige Natur bei seinem Malen, wenn er auch bald der Pfeifferschen Form-Strenge entwachsen war. Ihm, wie seinem Studiengenossen Bischoff, blieb die Form ein kostbares Gefäß der eigenen Seele und der Seele alles Geschaffenen. Sie wußten um das alles belebende Gottesfeuer in dieser großen, unsterblichen Welt- und Naturseele; sie fühlten, ehrfürchtig, deren Kraft in sich und wurden ihre stillen, ja nicht selten ekstatischen Verkünder.

In der Hungerzeit der zwanziger Jahre wanderte Julius Schmischke mit Frau und Kind nach Brasilien aus. Auch dort begann es mit Hunger und Darben. Doch bald kam der Künstler auf dem harten Umweg über kunstgewerbliche Schnitzarbeiten doch wieder zu seiner Kunst, die ihm dann auch in der Fremde einen guten Namen machte. Erst in den dreißiger Jahren kehrte er nach Deutschland heim. Aus einer ehemaligen Backstube auf dem Gute von Charisius in Friedrichswalde bei Königsberg baute er sich ein Atelier und eine kleine Wohnung.

Seine erste Ausstellung in der Königsberger Kunstakademie wurde beinahe zum Anlaß einer Kunstrevolution. Schmischke trug noch die unerhörte Leuchtkraft der sonnigen brasilianischen Landschaft in sich und sah nun bald auch die Heimat in solch leuchtenden Farben. Neben ihnen schienen manche Bilder der Malgenossen fast farblos zu sein.

Was ist aus diesem Licht-Gesang geworden? Die Ölbilder, Kompositionen, die Landschaften, Porträts, die graphischen Blätter — das alles liegt unter den Trümmern der Heimatstadt Königsberg begraben, die Schmischke selber in ihren schwersten Stunden bis zum letzten Atemzuge verteidigt hatte und in deren Erde er nun schon seit anderthalb Jahrzehnten ruht, wer weiß wo? Wer weiß auch um seinen Sohn, der aus Brasilien heimkam, um in den Schneewüsten Rußlands sein Leben zu lassen?

Ein Porträt unserer Tochter Ursula, von Schmischke in einer glücklichen Stunde gezeichnet, haben wir selber aus der Heimat in die Fremde gerettet. Diese Rötelzeichnung birgt den ganzen jugendlichen Liebreiz ihrer dreizehn Jahre. Täglich schauen wir sie an. Nie ohne Wehmut, weil die Gedanken dann immer auch in die uns entrissene Heimat zurückwandern; aber auch voll Dank an den Künstler, der die Zeichnung schuf und mit dessen Geist sie uns auch heute noch verbindet.

Ist es nicht schon deshalb begreiflich, was ich zu Beginn geschrieben habe? Ja: ich gehe gern mit meinen Toten um!

Fritz Kudnig

Wohnungsbau für Aussiedler

Die Bundesregierung hat den Ländern jetzt erneut erhebliche Sondermittel — und zwar 216,5 Millionen DM als Darlehen und 16,2 Millionen DM als Zinszuschüsse — zum Wohnungsbau für Flüchtlinge und Aussiedler zur Verfügung gestellt. Berücksichtigt werden damit die restlichen rund 73 800 Flüchtlinge und Aussiedler, die im Rechnungsjahr 1959 eingewiesen wurden. Zum Wohnungsbau für weitere rund 50 000 Flüchtlinge und Aussiedler des Jahres 1959 stehen den Ländern besondere Bundesmittel bereits seit dem 17. Dezember 1958, teils bereits seit dem 5. März 1956 zur Verfügung.

Nach wie vor übernimmt der Bund zugunsten von je vier Flüchtlingen und Aussiedlern die Finanzierung der halben durchschnittlichen Baukosten einer Wohnung im öffentlich geförderten Wohnungsbau des jeweiligen Aufnahmelandes. In der allgemeinen Umstellung der öffentlichen Wohnungsbauförderung auf die sogenannte Mischfinanzierung, die aus der Gewährung von öffentlichen Darlehen und von Aufwendungsbeihilfen für Kapitalmarktmittel besteht, stellt der Bund den Ländern jetzt jedoch 40 Prozent der Gesamtkosten einer Wohnung als Darlehen zur Verfügung und verbilligt weitere 10 Prozent für die Dauer von fünf Jahren um 6 Prozent durch Zinszuschüsse. Der verteilte Zuschußbetrag von 16,2 Millionen DM stellt den entsprechenden Bundeszuschuß für fünf Jahre dar.

Mit der Zuteilung der Sondermittel des Bundes werden die Länder verpflichtet, die entsprechenden Flüchtlinge und Aussiedler möglichst bald endgültig und zumutbar unterzubringen. Diese Menschen brauchen jedoch nicht erst in den mit den Sondermitteln geförderten Neubauwohnungen, sondern sollen in möglichst großem Umfange auch in vorhandenen Wohnungen, die in der Regel billiger und meist auch früher verfügbar sind, untergebracht werden.

Soweit die Unterbringung in vorhandenen Wohnungen vollzogen oder sichergestellt ist, sind die bereitgestellten Sondermittel in entsprechender Höhe im Rahmen des allgemeinen Wohnungsbaues zu verwenden; sie kommen in erster Linie Bauwilligen zugute, die nachweislich dafür Sorge getragen haben, daß begünstigte Flüchtlinge und Aussiedler in geeignetem Wohnraum untergebracht wurden und werden. Wird ein solcher Nachweis nach der Bewilligung der Sondermittel für Wohnungen, die zur unmittelbaren Vergabe an Flüchtlinge und Aussiedler bestimmt und deshalb für diesen Personenkreis gebunden sind, vom Bauherrn erbracht, so entfällt die Bindung. Diese Wohnungen stehen dann auch anderen Wohnungsbewerbern zur Verfügung.

Endphase der Umsiedlung

Die Umsiedlung der Vertriebenen aus den Hauptflüchtlingsländern der Bundesrepublik in andere Bundesländer ist jetzt in ihre Endphase getreten. Nach der jüngsten Statistik des Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte sind bis zum 30. Juni dieses Jahres insgesamt 980 551 Vertriebene umgesiedelt worden. Damit sind die insgesamt vier Programme, die die Umsiedlung von 1,05 Millionen Menschen vorsehen, zu 93,4 Prozent erfüllt worden. 69 449 Menschen aus dem genannten Kreis müssen jetzt noch umgesiedelt werden.

Noch abgeben müssen Schleswig-Holstein 37 285 Umsiedler, Niedersachsen 18 703 und Bayern 13 461. Untergebracht werden müssen noch 34 264 Umsiedler in Nordrhein-Westfalen, 15 772 in Baden-Württemberg, 8598 in Hamburg, 5816 in Hessen, 3047 in Rheinland-Pfalz und 1952 in Bremen.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären

Aus Klein-Lindenort, Kreis Ortelsburg, werden die Geschwister: Ehlert, Edeltraut, geb. am 16. Dezember 1939 und Friedhelm, geb. am 10. August 1942, gesucht von ihrem Onkel Friedrich Bially. Die Mutter Minna Ehlert, geb. am 15. April 1905 und der ältere Bruder Helmuth Ehlert, geb. am 2. Mai 1937, werden ebenfalls noch gesucht.

Aus einem Waisenhaus in Königsberg, werden die Geschwister: Trampenau, Irmgard, geb. am 4. November 1941, Klaus, geb. am 29. August 1940 und Werner, geb. am 2. Dezember 1938, gesucht von ihrer Tante Charlotte Neujahr. Die gesuchten Geschwister Trampenau wohnten mit ihrer Mutter bis 1945 in Königsberg. Die Mutter soll 1946 verstorben sein und die Kinder sollen dann in ein Waisenhaus gekommen sein.

Aus Johannisburg 143, wird Ingrid Peters, geb. am 8. Mai 1942, gesucht von ihrem Vater Hans Peters, geb. am 27. Oktober 1920. Ingrid Peters und ihre Mutter wohnten vor der Flucht 1945 in Johannisburg 143 bei dem Landwirt Fred Peters.

Aus Königsberg, Troppauer Weg 49, werden die Geschwister Lieweries: Inge, geb. am 25. April 1943 und Arno, geb. am 31. Mai 1940, gesucht von ihrem Vater Richard Lieweries, geboren am 2. August 1899 in Memel. Auch der ältere Bruder Rudi Lieweries, geb. am 21. Juli 1935/36 in Königsberg, wird noch gesucht.

Aus Königsberg, Roßgärter Neue Gasse 2, wird Jutta-Helga Friese, geb. am 15. Oktober 1940 in Königsberg, gesucht von ihrem Vater Herbert Friese, geb. am 30. Juni 1914 in Königsberg und von ihrer Tante Dorothea Preuss, geb. Friese, geb. am 9. November 1905 in Zoppot.

Aus Lyck, ehemalige Straße der SA 37, wird Kurt Borawski, geb. am 5. Juni 1937, gesucht von Hermann Borawski, geb. am 22. Februar 1887 und von seiner Tante Marie Borutta, geb. Borawski. Kurt Borawski wird seit dem 17. Januar 1945 aus Allenstein, Roonstraße 8, vermiß.

Aus Thiemsdorf, Kreis Samland, wird Brunhilde Albrecht, geb. am 13. Mai 1940, gesucht von ihrer Mutter Elise Albrecht. Brunhilde Albrecht ging Anfang Februar 1945 zwischen Cranz und Königsberg verloren. Eine ältere Frau soll sich des Kindes angenommen haben. Brunhilde hat blaue Augen, hellblondes Haar und am Unterkiefer rechts oder linke eine kleine Schnittnarbe. Sie hatte eine auffallend laute Sprache. Brunhilde Albrecht trug damals einen braunen Mantel mit weißen Punkten. darunter ein braunkariertes Kleid, einem braunen Trägerrock und eine weiße Strickjacke mit blauen Knöpfen. An den Füßen hatte sie Gummistiefel. Es ist möglich, daß Brunhilde Albrecht sich selbst „Hilla" nannte.

Aus Streitswalde, Kreis Heiligenbeil, werden: Waltraut Rückstieß, geb. am 14. März 1940 und Günter Rücksties, geb. am 11. November 1939, gesucht von ihrer Schwester Hedwig Rücksties. Die Mutter, Helene Rückstieß, geb. Nitschmann, geb. am 18. Februar 1902 und die älteren Geschwister: Rudi, geb. 1935 und Max Rücksties, geb. 1937, werden ebenfalls noch gesucht.

Aus Bartenstein, Friedländer Straße 12, wird Charlotte Pietsch, geb. am 2. September 1941 in Bartenstein, gesucht von ihrem Vater Oskar Pietsch, geb. am 7. August 1895 in Lodz. Charlotte Pietsch befand sich vom 4. Juni 1946 bis zum 15. Oktober 1946 im Krankenhaus in Heilsberg/Ostpreußen. Von dort kam sie in das Kinderheim in Passenheim, Kreis Ortelsburg. Im Kinderheim wurde sie „Szarlotte Piez" genannt.

Aus Heiligenbeil werden die Geschwister: Christel-Ingrid Lang, geboren am 22. April 1940 und Ursula-Hanna Lang, geb. am 25. November 1931, gesucht von ihrem Vater Otto Lang, geboren am 20. September 1904. Die Mutter Berta Lang, geb. Dessauer, geb. am 28. Februar 1908, wird ebenfalls noch gesucht. Die Vermißten waren mit folgenden Personen zusammen: Minna Zagermann, geb. Lang, geb. am 31. März 1901, Ilse Zagermann, geb. am 30. Januar 1928, Horst Zagermann, geb. am 16. März 1933, Gisela Zagermann, geb. am 5. August 1938 und Johanna Lang, geb. am 1. Oktober 1893. Die Genannten stammen alle aus Heiligenbeil und werden auch noch vermißt. Sie befanden sich am 23. März 1945 am Hafen in Neufahrwasser bei Danzig, und warteten dort auf ihren Weitertransport.

Aus Gnieballen, Kreis Heydekrug, wird Fredmar Haase, geb. 1939 in Gnieballen, gesucht von seiner Tante Irma Mikuszies, geb. Haase, geb. am 21. Juli 1906 in Bismarck. Die Mutter, Charlotte Haase, geb. Mikuleit, geb. 1918, wird noch gesucht.

Aus Blankenau, Kreis Preußisch-Eylau, wird Rosemarie Eichwald, geb. am 28. April 1942 in Blankenau, gesucht von ihrem Bruder Günter Eichwald, geb. am 21. April 1930. Rosemarie wurde mit ihrer Mutter, Erna Eichwald, geb. am 18. Mai 1908 und ihrer Großmutter Auguste Baß, Ende April 1945 auf der Insel Hela gesehen.

Aus dem ehemaligen Yorck-Lazarett in Königsberg, wird Liane Marlies Will, geb. am 1. Oktober 1942 in Königsberg, gesucht von ihrer Mutter Erna Hedwig Will, geboren am 24. März 1920. Liane Marlies Will wurde im Oktober 1946 wegen Brechdurchfall in dieses Krankenhaus zusammen mit zwei Brüdern eingewiesen. Sie hatte eine Narbe unter dem Kinn, die von einer Drüsenoperation herrührt.

Aus Königsberg, Heidemannstraße 5, wird Siegfried Lossau, geb. am 7. September 1943 in Königsberg, gesucht von seinem Vater Fritz Lossau, geb. am 18. Februar 1902 in Königsberg. Mit dem gesuchten Jungen wird auch seine Mutter Herta Lossau, geb. Meißner, geb. am 31. August 1903, vermißt. Vermutlich hat sich Siegfried Lossau zuletzt bei seinen Großeltern Max und Valerie Meißner, in Königsberg, Yorckstraße 50, befunden. Frau Lossau soll noch im August 1945 in der Feldmühle in Königsberg-Liep, Werk Sackheim, gearbeitet haben.

Aus Mühlhausen, Kreis Pr. Eylau, wird Renate Grabowski, geb. am 25. November 1944, gesucht von ihrer Mutter Meta Grabowski, geb. am 15. Januar 1903. Am 25. Februar wurde Renate Grabowski mit erfrorenen Füßen in das Lyzeum in Köslin, welches als Krankenhaus eingerichtet war, eingeliefert. Wer übernahm die Betreuung des Mädchens und kann über dessen weiteren Verbleib Auskunft geben?

Aus Neuhof, Kreis Gerdauen, wird Helga Hempel, geb. am 9. August 1940 in Wohnsdorf, gesucht von ihrer Tante Elli Höniges, verwitwete Hempel, geb. am 27. Februar 1924. Helga Hempel, war auf der Flucht zusammen mit ihren Eltern, Friedrich Hempel und Luise Hempel, am 25. Januar 1945 zuletzt in Friedland, Kreis Bartenstein. An diesem Tage zogen sie mit ihrem Wagen weiter.

Aus Königsberg-Seligenfeld wird Ruth Reklat, geb. am 31. Januar 1943, gesucht von ihrer Mutter Magdalene Reklat, geb. am 22. Mai 1910. Das Mädchen wird seit dem 14./15. Oktober 1945 vermißt. Es wurde von einer Frau Korschnerus auf dem Bahnhof in Rostock einer Schwester übergeben, da es an Lungenentzündung erkrankt war.

Aus Rhein, Kreis Lötzen, Frankfurter Straße 1, wird Ingrid-Karin Saulus, geb. am 20. Juli 1944, gesucht von ihrem Großvater Gustav Schweda. Ingrid-Karin Saulus ging am 27. Januar 1945 auf der Flucht auf der Straße zwischen Rastenburg und Rhein verloren. Die Mutter und die Großmutter von Ingrid-Karin wurden seinerzeit durch Beschuß verletzt. Das Kind blieb im Kinderwagen liegend auf der Straße allein zurück. Es soll angeblich von einer Frau aus Berlin mitgenommen worden sein.

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 10 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Oktober 1960

Das Königsberger Theater Anfang des 19. Jahrhunderts

Ein Zeitgemälde
Folge I
Von Erich Rauch

Aus einer Sammlung von Nachrichten aus dem „Königsberger Theaterblatt" (Hartungsche Hofbuchdruckerei) des Jahres 1815 ff. bekommt man einen lebendigen Eindruck von dem damaligen Königsberger Publikum und seinem Theater. Beim Lesen erhält man einen Begriff davon, wie großzügig und freiheitlich in diesem Blatt des ostpreußischen Königsbergs die Auseinandersetzung zwischen Theater-Administration, Darstellern, Zuschauern und — natürlich vor allem — den Rezensenten vor sich ging.

Man erfährt aber auch, was damals von den einzelnen Künstlern alles verlangt wurde, wie z. B. in weitgehendem Maße die gleichzeitige Verpflichtung für Schauspiel und Oper; Doppel-Engagements von Mann und Frau, wo möglich noch einschließlich einer Kinderschar, waren höchst geschätzt. Die Kritik beschäftigte sich eingehend mit den Neu-Engagements und verglich die Abgänge im Personal schonungslos mit den Ersatzkräften. Daß dabei oft scharf geschossen wurde, läßt sich denken. Auch veröffentlichte die Administration vierteljährlich Rechenschaftsberichte mit der freundschaftlichen Aufforderung an das Publikum, sich selbst persönlich vom Etat zu überzeugen; auch läßt sich erkennen, daß man in Königsberg, dessen Theater sich durch eine staatliche Subvention als „Königliches Stadttheater" bezeichnete und an dessen Spitze ein Kuratorium mit dem Staatsrat von Kotzebue stand, Überschüsse erzielte.

Am lebhaftesten ging es bei der Kritik zu; denn es gab nicht nur diese, sondern jeder Künstler konnte eine Anti-Kritik veröffentlichen, worauf oft eine Kritik der Anti-Kritik folgte, und was bei den damaligen noch unbeholfenen Nachrichtenmitteln besonders anzuerkennen ist, es wurden auch Berichte über auswärtige Bühnen veröffentlicht, angefangen von Straßburg oder Frankfurt über Berlin, Wien bis hinauf nach Riga oder St. Petersburg; auch das Ausland war wenigstens mit seinen Hauptstädten vertreten. Kleine Theater-Anekdoten würzten das Ganze. Eröffnen wir einen kleinen Auszug aus dem interessanten Blatte mit einem Wochen-Repertoire, das zugleich einen Einblick über die damalige Handhabung von Gastspielen gibt!

Repertorium. Das Repertorium für die künftige Woche ist abermals aus schon angezeigten Ursachen noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Herr Büttner ist am 1. Januar aus Riga abgereist, wird folglich stündlich erwartet. Herr und Mad. Karschin hatten Bremen bereits verlassen und sind gleichfalls 1. Januar aus Stettin abgereist. Ein Lohnkutscher bringt sie bis hierher. Herr und Mad. Herrmann, die nach Riga engagiert sind, werden auf ihrer Durchreise einige Gastrollen geben, und man sieht ihrer Ankunft gleichfalls stündlich entgegen. Das Wahrscheinliche vorausgesetzt, werden in der künftigen Woche folgende Vorstellungen gegeben werden:

Am 8-then Januar: Joseph in Egypten

am 9-then Januar: die Kreuzfahrer (erstes Debüt des Hrn. Büttner)

am 10-then Januar: die Dorfsängerinnen (erste Gastrolle des Hrn. und der Mad. Herrmann als Marco und Rosa)

am 12-then Januar: die Weiber-cur (zweite Gastrolle als Brandel und Luise)

am 13-then Januar: die beiden Klingsberge.

Aufschlußreich und amüsant zugleich sind die Besprechungen von Stücken, also die Kritiken. Beginnen wir mit einer solchen über „Rudolph von Habsburg und König Ottokar" vom 2. Januar 1815, verfaßt von Herrn von Kotzebue, der im übrigen einen guten Teil des Repertoires mit seiner Produktion versorgte.

„Von allen Charaktern glänzt Rudolph von Habsburg der große Ahnherr des mächtigen österreichischen Regentenhauses, durch die kräftig-schöne und beredte Sprache des Herrn Feddersen. Wenn ein würdiger Gegenstand vom Dichter vortrefflich bearbeitet, vom Schauspieler so würdig dargestellt wird, dann kann der Kunstgenuß nur groß und ungetheilt sein. Ottokar, der Erbauer Königsbergs, König von Böhmen, Herr Melchior, leistete etwas Vorzügliches. Vortrefflich war sein Kostüm; sein Todeskampf war aus der Wirklichkeit entnommen. Agnes, Mad. Feddersen, die bezaubernde Einfachheit ohne Künstelei ließ das deutsche Mädchen blicken, der schwärmerisch-suchende Blick, die tief ergreifende flötende Sprache verkündete die Liebe zu Albrecht. Otto Markgraf Herr Lanz. Wie kam Herr Lanz zu dieser Rolle? Nur dem Mangel an Liebhabern bei unserer Bühne ist die Ursache dieser Besetzung zuzuschreiben. Das lispelnde Organ, die ganze Figur sprechen. Herrn Lanz Rollen dieser Art nicht zu; kein Wunder, daß Agnes einen solchen Geliebten verschmäht und das Kloster vorzog. Lutold, ein Schweizer, Herr Wiebe, war recht brav. Die erste Scene mißlang indessen heute; nicht durch seine Schuld, sondern durch die Schuld des Kämmerers des Bischoffs von Basel (Herr Wolschowsky). Dieser Kämmerer hatte nämlich wie gewöhnlich nichts gelernt, und ließ Lutold, welcher mit der Nachricht kömmt, daß Rudolph zum Kaiser erwählt worden, mehrere Minuten auf die Frage: „Was er bringe?" warten. Da die Frage nicht kam, konnte Lutold auch nicht antworten, und war es Lutold zu verargen, daß sein Ingrimm darüber, daß der Kämmerer nicht einfiel, ausartete? Ein Glück für das ganze Stück war es, daß der Kämmerer schon in der ersten Scene mit seiner Rolle fertig war, denn ich muß es frei bekennen, ich wurde dadurch, daß Herr Wolschowsky das Stück anfängt, ein wenig gegen das Ganze eingenommen, und nur die Äußerung meines Nachbarn, daß der Kämmerer mit seinem Penso bald fertig ist, gab mir meine Laune wieder."

Diese Kritik blieb nicht ohne Entgegnung; denn Kollege Wolschowsky war nicht gesonnen, den Verriß widerspruchslos hinzunehmen; er schrieb:

„Ich gehe noch einmal meine Rolle vom ersten bis zum letzten Buchstaben durch und finde kein einziges Wort als Anfrage an Lutold, was er bringe? oder hat Rec. ein anderes Manuskript, als was uns der würdige Verfasser dieses Stückes gegeben hat? — Der Kämmerer wacht die ganze Nacht, hört pochen, taumelt schlaftrunken (laut Vorschrift) mit leisen Schritten, um seinen Herrn nicht zu wecken, langsam zur Tür, solche zu öffnen. Hält dieses Rec. für eine Pause oder Nicht-Memorieren, gerät Lutold in Ingrimm darüber, da haben beide Unrecht: die beste Rechtfertigung sind wohl meine nächst darauf folgenden Worte: „Sachte, sachte! Der Bischoff schläft." — Hat das Verhängnis beschlossen, daß nichts mehr zu meinem Vortheile geschrieben wird in diesem Blatte, warum sucht man mir noch durch solche Beschuldigungen anderswo das Tor zu sperren? Löblicher wäre es wohl, dem tief Verwundeten die kurze Zeit Ruhe zu gönnen. Wolschowsky."

Es sei bemerkt, daß nach einem anderen Bericht dieser Schauspieler gekündigt war.

Am 6. Mai 1815 wurde im gleichen Blatte folgende Kritik über eine Oper „Raoul Crequi", die neu einstudiert gegeben wurde, veröffentlicht: „Eine alte aber angenehme Oper. Das letztere aber kann ich nicht von Herrn Miller sagen, der zwar die Hauptrolle hatte, aber wenig oder nichts davon wußte. Der Souffleur schrie entsetzlich und ein zweiter Souffleur stand neben ihm, aber alles vergebens! Es ist leider nicht das erste Mal, daß dieser Vorwurf Herrn Miller trifft; freilich ist Herrn Millers Gesang immer vortrefflich; aber der Dialog darf doch auch nicht ganz vernachlässigt werden. Hr. Deichmann bewies, daß er nicht allein seine Rolle lernen kann, wenn er will, sondern daß er auch Greise weit besser darzustellen weiß als muntere Burschen usw. usw. Die Walddekoration von Herrn Czermack war ganz vortrefflich."

Hören wir jetzt, wie Lessings „Minna von Barnhelm" im damaligen Königsberg behandelt wurde!

4. November 1815 — Theater.

„Wir haben Lessings herrliche Minna von Barnhelm gesehen, aber leider nicht so, wie wir sie hätten sehen können. Madame Karschin, im Hochtragischen eine ausgezeichnete Künstlerin, sollte sich nur auf dieses Fach beschränken, so wie es die französischen Schauspielerinnen tun. Eine Georges, eine Duchesnois spielen nie in einem anderen Fache, und wenn sie es täten, würde es ihnen vermuthlich ebenso ergehen wie der Magd. Karschin, der zu der feinen, vornehm erzogenen Minna der Anstand gänzlich fehlte. Sie spricht, was ihr in den Mund kommt. Von dem, was sie sprach, stand oft nicht allein nicht eine Silbe im Buche, sondern es hatte auch gar keinen Sinn, und als sie ganz unbefangen mit der Frage schloß: „Können Sie leugnen, Herr Major, daß das Ihre eigenen Worte waren?" so muß ich gestehen, an der Stelle des Majors würde ich ihr geradezu geantwortet haben: „Verzeihen Sie, von alledem habe ich kein Wort gesagt!" Rechnet man hinzu, daß Mad. Karschin, auf das Gelindeste ausgedrückt, kein Fräulein spielte, so erneuert sich der herzliche Wunsch, man möchte sie nur in ihrem eigentlichen Fache bewundern. Dann braucht sie nur gut zu memorieren und einige kleine Angewohnheiten abzulegen, wohin ich besonders eine Art von Rudern mit beiden Ellenbogen und das ewige Stehen auf einer Fußspitze rechne."

Auch sonst war Rec. mit der Darstellung der einzelnen Rollen, mit Ausnahme der „Dame in Trauer", unzufrieden und schreibt am 31. Oktober 1815:

„Dienstag, den 31-sten October: Minna von Barnhelm, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, dargestellt — höre es, unsterblicher Lessing! — vor einem beinahe leeren Hause. —

Warum eine so kleine Anzahl von Zuschauern der Aufführung dieses ächt klassischen Stückes, das mit Recht das erste deutsche Lustspiel genannt wird, beiwohnte, gehört zu den Unbegreiflichkeiten unserer Tage. Man hat sich häufig im Publicum darüber beschwert, daß von der hiesigen Theater-Administration fast nichts als Kotzebue'sche Stücke aufgeführt würden, und da nun dieselbe diesem Vorwurf dadurch begegnet, daß es das Publicum zum Besuche dieses einzig-schönen Lustspiels einladet, siehe! — da sind — mirabile dictu! — kaum anderthalbhundert gegenwärtig."

Rec. untersucht dann die Ursachen des schlechten Besuches und kommt zu dem Schluß, daß zu Ehren des Königsberger Publikums gesagt werden müsse, daß es sich eine so ungeeignete Rolleneinstudierung nicht gefallen lasse und außerdem am gleichen Tage eine wertvolle musikalische Aufführung in der Stadt den Besuch beeinträchtigt habe. Zum Schluß bemerkt er: „Nicht die Rolle macht den Schauspieler, sondern der Schauspieler die Rolle."

Eine große Freude bereitete dagegen dem Kritiker die Aufführung von Boieldieus „Johann von Paris", komische Oper in 2 Acten, am 14then April 1815:

„Die Wahl des Stückes, die Besetzung der Rollen, die Anstrengung des Orchesters, die Anordnung des Ganzen und die wirklich anständige Pracht — alles vereinigte sich, uns an diesem Abend mit so manchem auszusöhnen, was wir früher dulden mußten."

Es folgt dann eine Aufzählung der einzelnen mit Lobeshymnen bedachten solistischen Einzelleistungen, jedoch — im Gegensatz zur heutigen Zeit — kein Wort über den Dirigenten oder Regisseur, dagegen eigene musikalische Kenntnisse über den Aufbau der Oper. Nachdem Rec. dann nicht weniger als 4½ Spalten über diese Aufführung geschrieben, meinte er, aus Raummangel sich das Vergnügen versagen zu müssen, bei weiteren Schönheiten dieser einzigartigen Aufführungen zu verweilen und findet den besten Schluß seiner kritischen Ansichten in dem Refrain eines alten Liedchens, in welchem es heißt: „Wenns immer, wenns immer, wenns immer so wär'!"

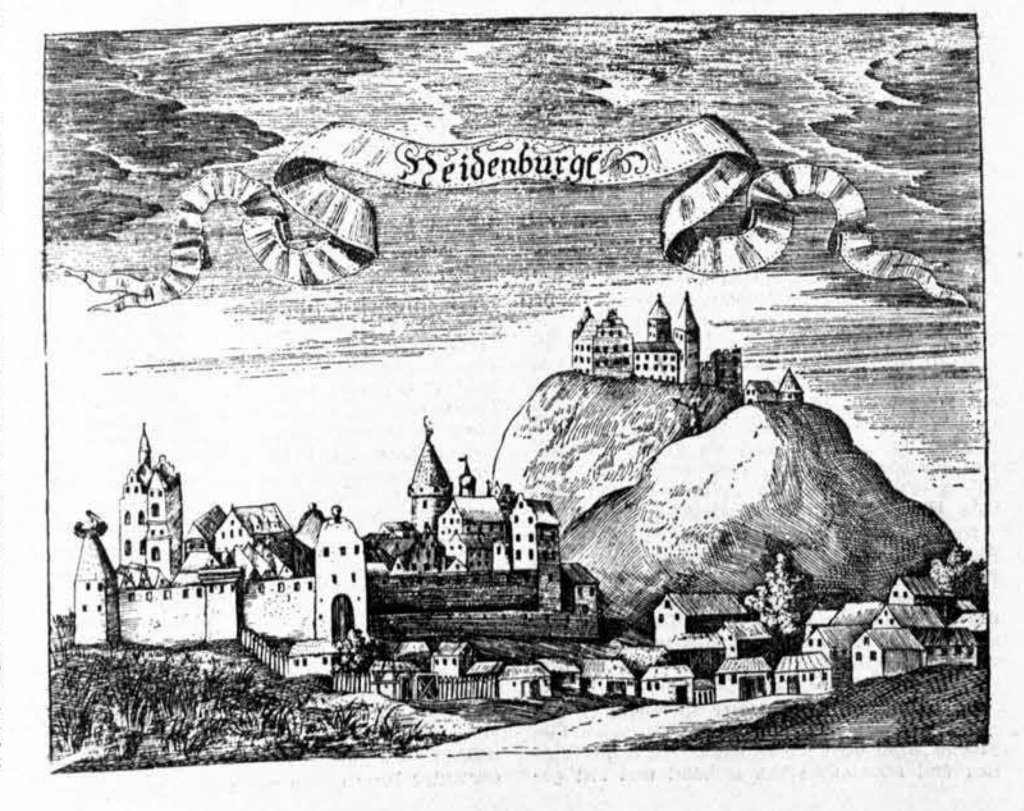
Ein Schauspieler, der aus irgendeinem Grunde meinte, seinem Kritiker ordentlich „eine auswischen" zu müssen, veröffentlichte im gleichen Theaterblatte folgende Verse, betitelt „Der Recensent":

Des Recensenten Beifall willst du dir erstreben?
Mein Freund, dann ändre erst dein stilles Leben;
Lern spielen, trinken, kuppeln und verführen,
Verläumden, klatschen, kriechen, spionieren;
Dann wirst du ihm willkommen sein
Und seines Lobes sich erfreun.
Er wird dich lieben, ganz so wie
Den wunderkleinen Genaly.

Es würde zu weit führen, die spaltenlange Gegenerklärung des gekennzeichneten Kritikers hier zum Abdruck zu bringen, nur so viel sei erwähnt, daß er sofort zur Redaktion stürzte und nach langem Drängen erfuhr, daß der Verfasser ein Schauspieler war, den Rec. bis dahin für einen seiner besten Freunde gehalten hatte. (Anm. des Verfassers „daher wohl auch die genaue Kenntnis der Eigenheiten"), nach einer Rücksprache mit dem Verfasser der Verse jedoch zu dem Schluß kommt, daß er, der betreffende Kritiker, gar nicht gemeint sein kann; sein Freund, der Schauspieler, habe nur so allgemein manche Kritiker beleuchten wollen, obwohl das letzte Wort „Genaly" silbenmäßig seinen Namen „Angely" enthalte!! Sonst hätte er sich eine solche Verläumdung nicht ungestraft gefallen lassen. (Forts. folgt.)

Dr. O. Pietsch verstorben

Dr. Otto Pietsch, der nach den Wirren des Krieges in Goslar eine neue Heimat fand, ist am 17. September verstorben. Er wurde 1874 in Königsberg geboren, studierte zunächst in seiner Heimatstadt, später in München und Heidelberg und promovierte an der Albertus-Universität. Anschließend war er längere Zeit als Erzieher und Hauslehrer im Baltikum tätig. Später lebte er als freier Schriftsteller in Heidelberg, unternahm Reisen in fast alle europäischen Länder, in den Orient und nach Nordamerika. Nach dem ersten Weltkrieg leitete er ein Schülerheim in Frankfurt a. Oder. Trotz seines hohen Alters gab er mit großem Erfolg mehr als zehn Jahre lang den neusprachlichen Unterricht (Englisch, Französisch, Italienisch) an der hiesigen Volkshochschule. Begnadet mit einer staunenswerten Schaffenskraft, einem großen Wissen und einer beneidenswerten pädagogischen Begabung genoß er bei allen Schülern höchste Wertschätzung. Die Volkshochschule verliert in Dr. Pietsch einen hervorragenden Lehrer und einen wertvollen Menschen. Mit ihr empfinden die Goslarer Bürger den Tod dieses so hilfsbereiten Mannes als eine schmerzliche Lücke.



Kupferstiche der „Preußischen Historie"

Ost- und westpreußische Stadtansichten des 17. Jahrhunderts

Ein Schatzkästlein an schönen Städtekupfern des Ordenslandes ist die 1684 von dem Thorner Professor und Magister Christoph Hartknoch herausgegebene „Preußische Historie", die uns nun der Konrad-Lemmer-Verlag, Berlin, in dem Prachtband „Alte Städtebilder aus dem deutschen Osten" neben Darstellungen aus Pommern, Brandenburg und Schlesien wieder zugänglich gemacht hat.

Die Abbildung der Stadt Neidenburg — die Hartknoch folgendermaßen zu typisieren versuchte: „Die Stadt Neidenburg / ist wegen der großen Wochen-Märkte von den Nahrhaftesten Städten eine" — mag hier als sprechende Probe für alle 40 Städtebilder der Hartknochschen Chronik stehen. Im einzelnen sind es: Königsberg, Fischhausen, Pillau, Brandenburg, Balga, Heiligenbeil, Kreutzburg, Braunsberg, Frauenburg, Pr.-Holland, Elbing, Dirschau, Marienburg, Riesenburg, Christburg, Marienwerder, Thorn, Hohenstein, Neidenburg, Rastenburg, Bartenstein, Tapiau, Labiau, Insterburg, Angerburg, Lyck, Ragnit, Tilsit, Memel und Danzig.

In diesem gepflegten Band zu blättern, ist eine wahre Freude. Jeder Abbildung sind kurze, teils dem Hartknochschen Text folgende Angaben beigefügt.

Dank für die Herausgabe dieses Werkes gebührt vor allem auch neben dem Verlag der Herausgeberin Eva Baier und dem Kuratorium der Stiftung Haus der ostdeutschen Heimat in Berlin, mit dessen Förderung diese preiswerte Ausgabe erscheinen konnte. (96 Seiten, davon 42 Bildtafeln mit erläuterndem Text, Format 30,5 × 22 cm, feinstes Papier, Ganzleinen-Einband mit Goldprägung. DM 16,80.)

Erbe und Auftrag

Unter dem Titel „Erbe und Auftrag" legt die Künstlergilde, der Verband heimatvertriebener Künstler, einen ostdeutschen Almanach vor, als ein erstes Repräsentativwerk, das einen Querschnitt durch die künstlerischen Äußerungen der Ostdeutschen seit 1945 geben soll. Auf 320 Seiten bringt er über 100 Beiträge ostdeutscher Schriftsteller, daneben 16 Kunstdrucktafeln mit Wiedergaben von Gemälden, Graphik und Plastik sowie eine Farbreproduktion eines Pastells von Ida Kerkovius. Erschienen im Adam Kraft Verlag, Augsburg; Bestellungen direkt an die Künstlergilde e. V., Eßlingen/N., Weberstraße 1, erbeten.

Scholle und Schicksal / Zu Max Halbes 95. Geburtstag am 4. Oktober

Die Geister waren in Bewegung und von der Unruhe des Kommenden erfüllt: Der Schlesier Gerhart Hauptmann und die ostpreußischen Dichter Arno Holz und Hermann Sudermann hatten gerade mit ihren neuen naturalistischen Werken eine Literaturrevolution entfacht. Die Begeisterung der jungen Generation schlug ihnen entgegen, während zugleich ein Sturm der Entrüstung durch das aufgeschreckte Bürgertum ging. Da brachte mitten in diesem Wirbel eine Berliner Bühne das Stück eines jungen Westpreußen heraus, „Jugend" von Max Halbe, und spielte es hundertfünfzigmal nacheinander. Das war eine Sensation selbst in dieser an geistigen Ereignissen so ungewöhnlich reichen Zeit! Max Halbe wurde mit einem Schlage berühmt und der Ruhm der „Jugend" sollte von nun an sein Leben und Schaffen für ein halbes Jahrhundert überstrahlen.

Als Max Halbe am 4. Oktober in Güttland bei Danzig zur Welt kam, war ihm eigentlich das Leben eines ostpreußischen Gutsbesitzers bestimmt. Er besuchte das Gymnasium in Marienburg und zog 1883 nach Heidelberg, um Jura zu studieren. Hier aber öffnete sich dem lebensfrohen jungen Menschen eine geistige Landschaft, deren Weite und Formkraft seinem Wachstum eine gänzlich neue Richtung gab. Im Mannheimer Nationaltheater wurden ihm Schillers „Räuber" zu einem zielweisenden Erlebnis. Erfüllt von der Liebe zu seiner Kusine, die er im Osten zurückgelassen hatte, versuchte er zum erstenmal, seinen Gefühlen und Stimmungen dichterische Form zu geben. Als er dann nach weiteren historischen und germanistischen Studien promoviert hatte, war er sich seiner Bestimmung gewiß: Er wurde Schriftsteller.

Dem Erfolg der „Jugend" war 1892 ein Drama „Eisgang" vorausgegangen, in dem er zum erstenmal Landschaft und Strom seiner Heimat als aktive Elemente in die Dichtung einführte. Das war sein besonderer Beitrag zum Naturalismus, und er blieb stets da am stärksten, wo er ihnen die Treue hielt, wie in den Dramen „Mutter Erde" (1897) und „Der Strom" (1903), wenn er in der Erzählung „Mutter Meseck" (1897) eine Weichselbäuerin zeichnete oder in dem Roman „Die Tat des Dietrich Stobäus" (1911) ein Bild Danzigs und der nahen Küste.

Berlin konnte den jungen Dichter auf die Dauer nicht fesseln. Seit 1895 wohnte er in München, wo er mit Frank Wedekind befreundet war, auch von stiller und tiefer Sehnsucht nach seinem Weichsellande erfüllt, die ihn nach manchen Abweichungen stets von neuem in ihren Bann zog. Schien es zu Zeiten, als würde in der Fremde seine schöpferische Kraft nachlassen, glänzte sein Stern doch immer wieder auf, wenn er Menschen und Landschaft der Heimat gestaltete. So fanden seine Novellen „Der Ring des Lebens" (1910) in über zweihunderttausend Stücken verbreitet, starken Widerhall und so leuchtete an seinem Lebensabend noch einmal sein Name auf, als er mit den Erinnerungen „Scholle und Schicksal" (1933) in das Land seiner Kindheit zurückkehrte und in „Jahrhundertwende" ((1937) ein Bild der Literatur und Kultur einer Zeit bot, die er selbst mitgestaltet hatte. Die Stadt Danzig hatte ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt, und er war Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung, als das Leben des Achtzigjährigen verlosch.

Wohl hatte Max Halbe neben Hauptmann und Sudermann vor allem mit dem Drama „Jugend" entscheidend zum künstlerischen Durchbruch des Naturalismus beigetragen. Aber stärker als dessen sozialistische Tendenzen bestimmten Menschentum und westpreußische Landschaft sein Schaffen, und er bekannte einmal rückblickend, daß „Grenzlandblut, Grenzlandkampf und Grenzlandtragik" sein Lebensschicksal durchzogen. Hatte er das Drama „Jugend" auch mit naturalistischen Kunstmitteln gestaltet, ist es doch zugleich von der Spannung zwischen dem alten deutschen Pfarrer und seinem polnischen Kaplan geladen, vor allem aber ein „Kinderliebeslied", wie es in dieser weichen Stimmung nur im Weichselland erklingen konnte.

Ja, die Scholle war Max Halbes Schicksal. Seine Liebe zum Leben — „Man muß es lieben und sich beugen davor . . ." — ist vor allem Liebe zur heimatlichen Erde: die Ganzheit des Lebens, seine Ursprünglichkeit und Unzerstörbarkeit sieht er nur in Verbindung mit ihr gegeben. Sie ist für ihn zugleich Gnade und Verpflichtung. Deutlich kommt dies in dem Drama „Der Strom" zum Ausdruck; noch stärker in seinem dichterisch besten, in „Mutter Erde". Im „Strom" kämpfen drei Brüder um ihr Erbe und eine Frau. Als der jüngste Bruder erkennt, daß ihn der älteste betrogen hatte, versucht er im Zorn den Damm der hochgehenden Weichsel zu durchstechen. Der andere will ihn daran hindern; beide versinken, ihre Taten sühnend, im Strom. Zurück bleibt der zweite Bruder mit der Verpflichtung, dem väterlichen Gut zu dienen.

Das Drama „Mutter Erde" schließlich bedeutet für Max Halbe die endgültige Lösung von Berlin um der Heimat willen: An der Seite seiner kühlen, intellektuellen und egoistischen Frau kehrt ein Mann in das Haus seines eben verstorbenen Vaters zurück. Hier trifft er die Frau, die ihm von seinem Vater bestimmt war, um derentwillen er mit ihm gebrochen, sie verlassen und nach Berlin gegangen war. Auch sie hatte inzwischen geheiratet. Aber beide werden von der Atmosphäre des westpreußischen Landes, von der Wintereinsamkeit des alten Gutshofes so sehr gefangen genommen, daß längst vergessene Gefühle wieder erwachen. Doch die Schranken sind unübersteigbar. Noch einmal reiten sie zusammen über das heimatliche Land. Dann kehren sie heim zur Mutter Erde, ihr und einander verbunden im Tode.

War der Naturalismus vor allem Anklage vor dem Hintergrund des Elends und grausamer Großstadtwirklichkeit, war Max Halbe mit diesem Werk zu Realitäten vorgedrungen, die tiefer und ursprünglicher waren: zur Wirklichkeit und Macht des Gefühls und Wirklichkeit und Macht der Heimat. Zugleich entfernte er sich damit von der Zeitströmung, die andere Wege nahm. Das ist vielleicht der tiefere Grund, warum sein späteres Schaffen Jahrzehnte hindurch dem literarischen Markt fern und lange von seinen Zeitgenossen unbeachtet blieb.

Gewiß wurde seine „Jugend" noch fünfzig Jahre nach der Premiere gespielt und „Der Strom" des Jahres 1903 im Jahre 1941 der letzte große Bühnenerfolg des Dichters. Gewiß unternahm er mit seinen historischen Dramen, vor allem mit seinem letzten Schauspiel „Kaiser Friedrich II." (1940), „Menschenschicksale im Brennspiegel der Vergangenheit zum Sinnbild dauernder Gesetze zu verdichten, umgekehrt wiederum Vergangenheit durch das immer gleiche Triebwerk des Menschenherzens in lebendige Gegenwart umzuwandeln". Vor allem aber ehrt ihn die Treue zu sich selbst und zu seiner Heimat.

Hans Teichmann

Ostdeutscher Musikpreis für Otto Besch

Der erste Johann-Wenzel-Stamitz-Preis (Ostdeutscher Musikpreis der Künstlergilde e. V.) in Höhe von DM 4000 wurde an den in Kassel lebenden Komponisten und Musikschriftsteller Otto Besch verliehen.

Die Begründung dieser Verleihung, die einem der hervorragendsten ostdeutschen Komponisten zuteil wurde, wird der Vorsitzende des Preisgerichts in der festlichen Eröffnung der Eßlinger Begegnung am 7. Oktober 1960 bekanntgeben. Der Preis trägt programmatisch den Namen eines Komponisten, Orchesterleiters und Musikers, der aus dem schöpferischen Bereich Böhmens nach dem Westen gekommen war und für die weitere Entwicklung der europäischen Musikgeschichte entscheidende Bedeutung gewann.

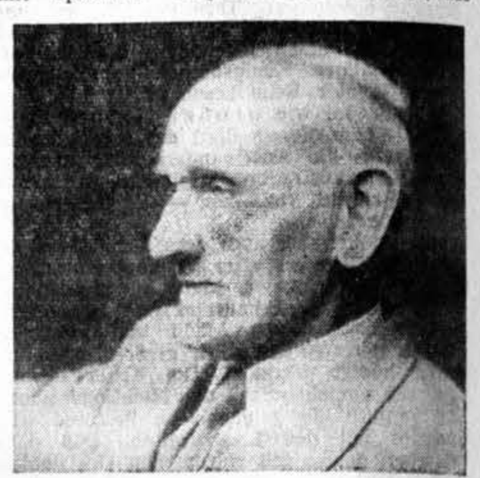
Die Sinfonietta für großes Orchester wird zum Auftakt der Begegnung am 6. Oktober von den Stuttgarter Philharmonikern unter Professor Anton Nowakowski uraufgeführt.

Otto Besch wurde am 14. Februar 1885 in Neuhausen bei Königsberg als Sohn eines Pfarrers geboren. Er besuchte nach einer schönen Kindheit im landschaftlich reizvoll gelegenen Geburtsort das Gymnasium in Königsberg, machte im Frühjahr 1904 das Abitur und studierte dann auf Wunsch seines Vaters Theologie. Schon während seiner Schuljahre hatte er den Wunsch geäußert, ganz Musiker zu werden, wurde aber durch Warnungen vor der wirtschaftlichen Unsicherheit dieses Berufs eingeschüchtert. Als er das erste theologische Staatsexamen bestanden hatte, war der Drang zur Musik so groß geworden, daß er kurz entschlossen ein Konzert mit eigenen Kompositionen in Königsberg veranstaltete, das bei Publikum und Presse einen großen Erfolg hatte. Dadurch war der Widerstand im Elternhaus gebrochen, und die Theologie konnte an den Nagel gehängt werden. Kontrapunktische Studien wurden nun zunächst in Königsberg bei Otto Fiebach, dann in Berlin bei Philipp Rufer und schließlich noch drei Jahre lang in der Meisterschule Engelbert Humperdincks getrieben, dessen erste und bis heute einzige Biographie Besch damals schrieb (erschienen im August 1914 (!) bei Breitkopf und Härtel, heute vergriffen).

Nach Beendigung des ersten Weltkrieges, den Besch als nur garnisondienstfähiger Soldat mitmachte, wurde er Musikkritiker an der Königsberger Hartungschen Zeitung und ab 1922 an der Königsberger Allgemeinen Zeitung bis Januar 1945. Daneben gab er Unterricht in Harmonielehre und Kontrapunkt am Königsberger Konservatorium. Die Katastrophe von 1945 verschlug ihn mit seiner Familie für zweieinhalb Jahre in ein dänisches Flüchtlingslager. Ab Herbst 1957 ist er wieder in Deutschland tätig, und zwar zunächst mehrere Jahre als Musikkritiker der Zeitung „Die Welt" in Hamburg und gleichzeitig als Mitarbeiter des musikalischen Lektorats im Norddeutschen Rundfunk, eine Tätigkeit, die er auch heute nach seiner Übersiedlung nach Kassel noch innehat.

Von seinen Kompositionen hatte seine 1913 entstandene Ouvertüre „E. T. A. Hoffmann" beim Tonkünstlerfest 1920 in Weimar einen großen Erfolg. Dieses Stück ging gleich durch viele Konzertsäle und ist auch weiterhin oft gespielt worden, so auch vor wenigen Jahren während der Berliner Festwochen.

Weitere Werke, nach Gattungen geordnet, sind erwähnenwert: Eine Lustspiel-Ouvertüre, die Kurische Suite, das Ostpreußische Bilderbuch, die Samländische Idylle, alles Werke mit spezifisch ostpreußischer Folklore, das



Professor Anton Nowakowski gewidmet und von ihm in Prag uraufgeführte Divertimento für kleines Orchester, eine „Musik für großes Orchester", ein einsätziges „Konzert für großes Orchester" und eine Sinfonietta.

Von seinen Chorwerken hatte die „Adventskantate" beim Tonkünstlerfest in Königsberg (1930) großen Erfolg. Sie ist, ebenso wie die „Auferstehungskantate" und ein „Weihnachtsmysterium", durch Kriegseinwirkung verloren gegangen.

Von seinen fünf Streichquartetten wurde das einsätzige „Mittsommerlied" in ganz Deutschland oft gespielt. Beim Tonkünstlerfest in Darmstadt (1937) hatte das Streichquartett 1935 ebenfalls großen Erfolg, wie auch schon ein Jahr zuvor in einem der Konzerte der Berliner Akademie der Künste.

Eine einaktige Oper „Arme Ninetta" wurde 1926 im Königsberger Opernhaus zur erfolgreichen Uraufführung, doch wurde dem Werk die Einaktigkeit zum Verhängnis. Eine abendfüllende Oper „E. T. A. Hoffmann" ist noch nicht aufgeführt.

Besch schrieb außerdem Lieder und Klaviermusik. Seine „Triptychon" für Klavier ist in den letzten Jahren in vielen Städten gespielt worden. Soeben hat er eine neue Klaviersonate beendet.

Aus „Die Künstlergilde", Folge 8—9 / 1960

Arthur Schopenhauer:

Kein Stäubchen, kein Atom Materie kann zu nichts werden — und des Menschen Geist ängstigt sich damit, daß der Tod die Vernichtung seines Wesens sei!

*

Nicht was die Dinge wirklich sind, sondern was sie für uns, in unserer Auffassung sind, macht uns glücklich oder unglücklich.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Als nach dem zweiten Thorner Frieden 1466 das Gebiet des heutigen Westpreußen polnisch wurde, war der restliche Teil des Ordenslandes, unter die Lehnsherrschaft Polens gekommen, eine kleine deutsche Enklave mitten in der slawischen Umwelt geworden und durch den entstandenen breiten Korridor räumlich nach weiter von Deutschland abgerückt. Irgendeine Hilfe hätte der Orden von Deutschland sowieso nicht zu erhoffen gehabt, denn Friedrich III., 1452 in Rom zum Deutschen Kaiser gekrönt, betrieb in Wien seine eigensüchtige habsburgische Hausmachtpolitik und kümmerte sich herzlich wenig um die Ausübung der Reichsgewalt.

Schon lange hatte der Hl. Stuhl die unheilvolle Entwicklung im Osten mit wachsender Besorgnis beobachtet, ohne eingreifen zu können. Ein unauffälliger Vorwand schien gegeben, als der Bischof von Samland, Nicolaus von Schönbeck, unerwartet das Zeitliche segnete. Papst Sixtus ernannte darauf hin seinen Günstling Dietrich von Cuba, der deutscher Abstammung war und als päpstlicher Referendarius seine geistliche Laufbahn begonnen hatte, zum Nachfolger. Er schien ihm durchaus befähigt, die Spannungen zwischen Kirche und Orden zu beseitigen und nebenbei dem Orden auf die Finger zu sehen, diesen somit vor weiteren Rückschlägen bewahren zu können.

In Preußen empfing man den neuen Bischof mit Mißtrauen, da man um seine Mission bereits wußte. Die erste Amtshandlung Cubas war die Säuberung aller Kirchenämter, die er mit ihm ergebenen Geistlichen besetzen ließ. Daß er öffentlich die Willkürherrschaft des Ordens und die Sittenlosigkeit, namentlich der Ritter und Geistlichen, brandmarkte, gewann ihm auch im Volke viele Anhänger, trug ihm andererseits aber die Feindschaft des Ordens ein. Von weit und breit, und selbst aus Polen, so berichtet die Chronik, sind die Menschen zu den Predigten des Bischofs in den Königsberger Dom geströmt und haben ihre Sünden bereut. Der Bußpfennig für den päpstlichen Ablaß soll erkleckliche Summen Geldes ausgemacht haben. Das Geld ließ Cuba unter die Armen verteilen. Als der Orden die übliche Hälfte dieser Einnahmen für sich beanspruchte, lehnte der Bischof solches Ansinnen nicht nur brüsk ab, sondern er tat noch mehr, was jetzt den offenen Haß der Ordensführung zur Folge hatte. Es dünkte dem Bischof frevelhaft, Gold und Silber zu horten, wenn Not im Lande herrschte. So ließ er aus allen Kirchen des Landes alles goldene und silberne Kirchengut sowie das Bargeld nach Königsberg schaffen, im ganzen sollen es 80 Mark vollötiges Silber, 1061 ungarische und 300 rheinische Goldgulden gewesen sein. Das alles wurde an Danziger Kaufleute für 20 000 preußische Mark verkauft.

Die Ordensleitung allerdings beschuldigte Cuba, daß er das Geld für sich verwenden wolle. Vielleicht war es auch nur ein Vorwand, den nicht genehmen und aufsässigen Bischof zu vernichten. Jedenfalls überfielen Bewaffnete nachts den Bischof in seinem Schlafgemach, fesselten ihn und entführten Cuba heimlich auf das Ordensschloß zu Tapiau, wo er — man schrieb das Jahr 1474 — ein „ehrlich Gefängnis" und gute Verpflegung erhielt und auch ehrerbietig behandelt wurde. Als Schreiber hatte man Cuba einen Kaplan zugeteilt, der aber ein Spitzel des Hochmeisters gewesen ist. Er konnte sich heuchlerisch das Vertrauen des Bischofs erschleichen, und als dieser ihm seinen Fluchtplan verriet, meldete er das Vorhaben schriftlich seinem „Würdigen und liebsten Herren", dem Hochmeister.

Hochmeister war damals Heinrich Reffle von Richtenberg (1470—77). In Abwesenheit des Bischofs ging man zu Gericht über ihn. Einige der Ordensgebieter waren für die Freilassung des Gefangenen, da er doch ein Geweihter und zudem Abgesandter des Papstes sei. Die Mehrzahl jedoch stimmte für die Todesstrafe, weil sie den Bischof loswerden wollte.

Die gewählte Todesart war unmenschlich und zeugt von dem abgrundtiefen Haß gegen den Bischof. Man warf ihn in ein tiefes, enges Verlies und schmiedete ihn stehend und mit gekreuzten Händen und Füßen an die Mauer. Kein Essen und Trinken durfte ihm gereicht werden. Viele Tage noch will man schauriges Stöhnen aus dem Burgverlies gehört haben, bis es schließlich immer schwächer wurde. Als man nachsehen ging, war der Bischof bereits tot. Er hatte sich das eigene Fleisch von Schultern und Armen abgefressen, soweit er mit dem Munde reichen konnte. Aus jenen Zeiten soll das ostpreußische Sprichwort stammen: „Hunger ist ein harter Ratgeber". Die ihn bewachenden beiden Ordensbrüder, so schreibt der Chronist, sollen eine zeitlang die Vorübergehenden „um ein Süppelein für den Herrn Bischof aus Barmherzigkeit" angegangen sein, das man ihnen auch gab. Wahrscheinlich haben sie gebettelt, um sich selbst sattessen zu können.

Der Hochmeister ließ den Verstorbenen in vollem Ornat zuerst im Saale des Schlosses aufbahren und dann in langem Leichenzuge nach Königsberg überführen, wo er mit großem Gepränge im Dom beigesetzt wurde. Das Volk aber hat die schreckliche Nachricht, wie der Bischof mit dem Tode abgegangen, doch erfahren und soll sehr gemurrt haben. Auch dem Papst hatte man alles genau hinterbracht. Um seinen Zorn zu besänftigen, wurden sieben Ordensbrüder nach Rom geschickt, die mit Eid beschworen, daß Bischof Dietrich von Cuba eines natürlichen Todes in seinem Bette gestorben sei.

Fortan haben im preußischen Lande für lange Zeit Gesetz- und Rechtlosigkeit geherrscht, und wer aus dem armen Volk aufzubegehren wagte, der mußte eine hohe Geldbuße zahlen, woran sich korrupte Richter und Ritter bereicherten, oder er verschwand für immer im Kerker. Rühmend gedenkt später der Chronist Hartknoch des Hochmeister Heinrich Reffle von Richtenberg, desselben, der mit dem samländischen Bischof so grausam verfahren ist: „Er war ein gerechter Herr gegen seine Untertanen. Etliche Ordensritter wollten mit dem in Preußen zusammengebrachten Gelde hinaus. Aber der Hochmeister ließ die Fässer aufschlagen, das Geld darinnen anhalten und die Schuldigen binden und nach Tapiau in den Kerker bringen."

Während der Regierungszeit Richtenbergs ist der Orden so arm gewesen, daß er die Ordensbrüder nicht ernähren, geschweige ihnen Kleider geben konnte. So hatte der Ritter Mathias von Beykeln den Hochmeister wiederholt inständigst gebeten, ihm doch ein neues Gewand und für die zerrissene eine neue Kappe geben zu lassen. Um den lästigen Bittsteller loszuwerden, hat der Hochmeister dem Ritter schließlich das Amt übertragen, den Zinskäse von den Schäfern im Lande einzusammeln.

Beykeln konnte sich jetzt nicht nur sattessen, sondern sich auch Kleid und Kappe anschaffen, so einträglich war das Amt. Als sich die anderen darüber wunderten, pflegte der Ritter zu antworten: „Amt gibt Kappen". Dieser Ausspruch war bis zuletzt ein geflügeltes Wort in Ostpreußen.

Das Ordensschloß Tapiau, Haupthaus des Ritterordens am Rande der großen Wildnis, war noch während des fünfzigjährigen blutigen Eroberungskrieges 1280 an Stelle der strategisch wichtigen Preußenburg Sugurbis erbaut worden. Nach dem Landstrich dort, der altpreußisch Tapiawas hieß (auf litauisch noch heute Tepliawas) bekam die Ordensburg den Namen Tapiau. Sie war nicht nur Sitz eines allmächtigen Komturs, sondern nach 1466, als die Ordensburg verloren gegangen war, Ordensarchiv und — Staatsgefängnis. 1382 ist hier im Schloß Vytautas, Sohn des greisen Litauerfürsten Keistutis, zum Christentum übergetreten und wurde in der Schloßkapelle getauft. Die Geschichte nennt den Großfürsten Vytatus den genialsten Herrscher Litauens, dessen Reich von der Ostsee über die Ukraine bis zum Schwarzen Meer gereicht hat. Das unter mongolischer Zwangsherrschaft schmachtende Rußland hat sich zu jener Zeit noch auf das kleine und unbedeutende Großfürstentum Moskau beschränken müssen. So wechselvoll sind die Geschicke der Völker . . .

Im alten Tapiauer Ordensschloß war bis in die jüngste Zeit eine Behörde untergebracht, und niemand mehr hat von seiner einstigen bewegten Vergangenheit etwas gewußt.

(Wird fortgesetzt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Kurenkähne / Zeichnung von Julius Schmischke

Der Heiduckenstreifen

Von Klara Karasch

Der Bauer Nareika hate auf seiner Feldmark einen Berg, der aus lauter „Pchasseck" (Sand) und Steinen bestand. Dort zog sich über die Bergkuppe ein unfruchtbarer Streifen, auf dem die Feldfrucht nicht einmal halb so hoch wie auf dem anderen Acker stand.

Einmal waren dort Kartoffeln gesetzt, und als die Frauen beim Graben an die weit zurück gebliebenen Reihen kamen, versuchte die Kornatz'sche erst vergebens, mit ihrer Forke in den steinigen Boden zu kommen. Dann, als es ihr nach vielem „Herumwurachen" gelungen war, die Erdscholle umzuwerfen, rief sie: „Bekickd ju dat!" Kartoffel wie de Nät un Steener wie de Fust! Hier motte rein Heiducke begroawe ligge, dat nuscht wasse wöll!" Als die neben ihr grabende Emma sie fragte, was denn Heiducken wären, sagte sie: „Mine Groske säd, Heiducke sönn Mönsche, wo ohne Gottes Woort undre Erd gekoame sönn, un wo de verschart ligge, wöll nuscht wasse un quiemt man so rommer!" Doch Emma lachte sie aus: „Das ist doch man alles Aberglaube!" Da ereiferte sich die Kornatz'sche: „Ei, du Greenschnoawel, komm man möt op em Kerchhoff, denn war öck di bewiese, dat sowat kein Aberglaube ös. Doa ös hinderm Tun de ohl Stromer, wo sick oppgehänkt hät, ok ohne Gottes Woort verschart, un op dem Stell waßt ok nuscht, nich moal Onnkrut." Nun mußte Emma, wenn auch gegen ihre Überzeugung, der Kornatz'schen doch wohl Glauben schenken, denn sie hatte sich schon oft darüber gewundert, daß auf dem Hügel neben dem Friedhofszaun nichts gedeihen wollte.

Seit dieser Zeit nannte man diesen Feldstrich in der Familie „Heiduckenstreifen".

Nareikas hatten nun einen großen Hund, von dem die Kornatz'sche zu sagen pflegte: He ös grot wie e Kalf un frät mehr als e Schwin!" Wenn Nero an der Kette lag, war er so scharf, daß sich kein Fremder auf den Hof hinauf wagte. Lief er aber frei herum, tat er niemand etwas zu Leide. Er war der beste Spielkamerad der Nareika'schen Kinder. Schleppte er doch bereitwillig den mit Torf gefüllten Korb in die Küche und ließ sich im Winter gar vor den selbstgebastelten Schlitten spannen. Jeden Tag lief er um die Mittagszeit den aus der Schule kommenden Kindern entgegen und trug ihre Schultaschen nach Hause.

Doch eines Tages schauten die Kinder vergebens nach ihm aus. Weder vor der Tür noch auf dem Hof war er zu sehen. Da rannten sie in die Küche und fragten die Mutter nach Nero. Die gab ihnen aber keine rechte Antwort, sondern schickte sie zum Vater, der mit dem Nachbar im Garten war. „Vater, wo ist unser Nero?" fragten die Kinder. Der Vater zeigte still auf etwas, das mit Säcken bedeckt unter einem Baum lag. Schnell zogen die Kinder die Säcke beiseite und fanden — Nero. Er war tot. Nun erst gewahrten sie, daß der Nachbar die Flinte in der Hand hatte. „Onkel Hans, zu was hast du unseren Nero totgeschossen?" riefen weinend die Kinder, und der kleine Franz ging gar mit Fäusten auf den Nachbar los.

Der Vater aber berief ihn und erzählte, was passiert war. Er war vom Feld gekommen, und Nero trabte wie immer neben dem Wagen her. Da kam vom Dorf ein durchgehendes Gespann daher und raste gerade auf den steilen Abhang der tiefen Sandkaule zu. „Nero, faß an!" rief der Vater. Nero rannte los und fiel kurz vor dem Abhang die Pferde an. Die erschraken, machten kurz kehrt und blieben dann zitternd stehen. Als der Vater dazu kam und nach dem im Wagen liegenden Kutscher — dem zum Glück nicht viel passiert war — sah, vermißte er Nero und fand ihm hinter dem Wagen liegen. Pferde und Wagen waren über ihn hinweggegangen und er war so schwer verletzt, daß der Nachbar ihn durch einen Schuß erlöst hatte.

Oh, wie weinten die Kinder da um ihren Nero. Doch die hinzukommende Mutter tröstete sie. Nero habe ein gutes Werk vollbracht. Ohne ihn würden Kutscher und Pferde jetzt wohl mit gebrochenen Gliedern, oder gar tot, in der Sandkaule liegen. Der Besitzer des Fuhrwerks hatte aber versprochen, ihnen als Ersatz für Nero einen jungen Wolfshund zu bringen.

Dann sagte der Vater, Role, der Älteste müßte nun wohl zum Zeich gehen, damit er Nero fortschaffte. Zeich, der Torfstecher, war sozusagen der Abdecker des Dorfes, der alle gefallenen Tiere und überzähligen Hunde und Katzen im Bruch versenkte. Doch davon wollten die Kinder nichts wissen. Zeich würde Nero amend noch das Fell abziehen, wie er es so oft tat. Nein, Nero wollten sie selbst begraben und überlegten nun, ob im Garten oder auf dem Felde.

Da sagte die Kornatz'sche, die si chauch eingefunden hatte: „Vergroawt em doch op em Heiduckenstreifen, v'leicht ward denn doa besser wasse!" Ja das war der rechte Platz für Nero, er hatte dort oft genug mit ihnen herumgetobt. Er wurde nun auf den Wagen gelegt und da sich auf dem Hof ein Haufen Tannenfischel befand, mit Tannenästen zugedeckt. Mit aufgeschulterten Spaten gingen die Kinder dann hinter dem Wagen zum Feld.

Doch es dauerte nicht lange, da kam Role zurückgelaufen. Beim Graben waren sie auf einen großen flachen Stein gestoßen, und da der Vater mal gesagt hatte, daß man vor die Stalltür einen solchen Stein legen müßte, wollten sie ihn ausbuddeln und brauchten dazu Brechstange und Hebebaum. Nun gingen auch Vater und Kornatz mit aufs Feld. Bald stellten sie fest, daß sich unter der Steinlatte ein Hohlraum befand, und Kornatz sagte, darin würde sicher ein alter Kriegsschatz, ein Topf voll Goldstücken, stehen.

Als dann der Stein beiseite gerückt war, sahen sie tatsächlich unten einen Topf stehen, doch als Role danach griff, zerfiel er in lauter Scherben, und nicht Goldstücke, sondern nur ein Häuflein schwarze Branderde kam zum Vorschein. Sie hatten ein vorgeschichtliches Steingrab entdeckt. Schnell rannte eins der Kinder ins Dorf und kam bald mit dem Lehrer zurück, der die Grabstelle eingehend untersuchte. Doch außer Urnenscherben und Branderde wurden weitere Beigaben nicht gefunden.

Nero mußte nun etwas abseits begraben werden, da der Lehrer der Meinung war, daß noch weitere Grabstellen vorhanden sein müßten. Der ganze Heiduckenstreifen wurde nun durchsucht, und noch mehrere Gräber wurden gefunden, wobei eine Unmenge großer Steine herausgeholt wurden. Die größten wurden gleich auf dem Felde gesprengt, nach Hause gefahren und im Garten zu einem hohen Berg aufgeschichtet. Davon konnte Nareika nicht nur für sich neue Stall- und Scheunenfundamente setzen, sondern auch noch eine Menge verkaufen, so daß er meinte, daß man auf dem Heiduckenstreifen doch wohl ein Schatz, wenn auch nicht in baren Münzen, gefunden hatte.

Die Kornatz'sche aber sagte triumphierend zur Emma: „Na, watt sächst nu? Nu ös dat doch woll kein Aberglaube, wenn mine Groske säd, wo nuscht wasse wöll, doa ligge Heiducke begroawe!"

Walter Meckauer

Herbst-Rondo

Der Wald hüllt sich in einen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfrost, Regenflut und Wind.
Und alle goldnen Sonnenweberein,
Und alle Rehe, sommerfroh gesinnt,
Hüllt er in seinen grauen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfrost, Regenflut und Wind.
Die Quelle klagt. Die Bäche werden blind

Und Trän' um Träne hängt an Busch und Stein
Nur manchmal noch ein letztes Glühn verspinnt
Sich in der Blätter todesfarbigen Schrein,
In dem des Sommers träumende Schalmein
Wie müde Vögel eingefangen sind —.

Der Wald hüllt sich in einen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfrost, Regenflut und Wind!

Ottomar in der Au

Der Bart ist ab

Vor langen Jahren war ich einmal mit dem Charakterspieler Leo Marenski zusammen engagiert — er weilt nicht mehr unter den Lebenden — der mir zwei lustige Bartgeschichten erzählte, die er in seinem ersten Engagement am Stadttheater Lyck in Ostpreußen auf der Bühne erlebt hatte. Als Premiere jener Spielzeit ging „Die Zauberflöte" über die Bretter. Es war der Akt, in dem Sarastro zu singen hatte „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht". Rechts und links auf der Bühne, von hinten nach vorn verlaufend, stand in einer zum Publikum hin geöffneten Phalanx je eine Reihe Priester mit langen Bärten. Plötzlich prustete Sarastro vor Lachen los und konnte nicht mehr weitersingen. Unruhe auf und hinter der Bühne. Was war geschehen? Der erste Priester, direkt an der Rampe, der Anführer der einen Reihe, quasi der Flügelmann, stand da, unschuldigen Gesichtes, mit glattem Kinn, dafür aber mit einem aus der Stirn nach oben herauswachsenden Bart! Erst nach einer peinlichen Weile atemloser Stille und einem darauf folgenden heftigen Gestikulieren seitens des Inspizienten in der Kulisse, erkannte auch der Unglückspriester die Situation. Kurz entschlossen ergriff er den aus seinem Kopfe gegen Himmel strebenden Bart — es war so ein Weihnachtsmann-Umhängebart mit Draht — drehte ihn seitwärts herunter zum Kinn und stand wieder halb ängstlich ernst, halb würdevoll grinsend da wie vorher. Sarastros schöne Stimme ließ den Vorfall bald vergessen. Erst nach Schluß der Vorstellung erinnerte man sich des armen Pechpriesters, der vor Beginn jenes Aktes hinter der Bühne noch an einem Butterbrot gekaut und sich dazu den störenden Bart aus der Mundgegend nach oben gedreht hatte. In der Eile des Auftritts, der sehr rasch vonstattengehen mußte, vergaß der Chorherr, seinen Bart wieder an die normale Stelle zu bringen, weil er noch damit beschäftigt war, ein übriggebliebenes Stück Brot hastig einzuwickeln und im Priestermantel zu verstauen. Da die Priester im Dunkeln Aufstellung nehmen mußten, um erst nach geöffnetem Vorhang das allmählich in die Szene flutende Licht der Scheinwerfer über sich ergehen zu lassen, bemerkte man den eigenwilligen Stirnbart erst, nachdem Sarastro schon einige Takte gesungen hatte.

Als zweite Vorstellung damals in Lyck gab man „Flachsmann als Erzieher". Auch hier spielte merkwürdigerweise ebenfalls ein Bart eine unvorhergesehene Mittelpunktsrolle, die obendrein dem Leo Marenski selber passierte. Als Lehrer Dierks sah er, daß seinem Kollegen, der den Flachsmann spielte und soeben aufzutreten hatte, eine Barthälfte abhandengekommen war. Er konnte dem Flachsmann nur noch zuflüstern: „Deine linke Barthälfte fehlt, reiß dir rasch die rechte auch noch ab!" Der Kollege tat es, ging auf die Szene und alles war gut. In dieser Vorstellung war eben der Flachsmann ganz einfach bartlos. — Bei einer Wiederholung dieser Vorstellung mußte Leo Marenski wegen Erkrankung seines Kollegen den Flachsmann selber mimen. Er stand kurz vor einem Auftritt mitten im Stück. Er war also schon mehrmals „draußen" gewesen, das heißt, das Publikum hatte ihn mit seinem ordnungsmäßigen Bart bereits in Augenschein genommen. Aber gerade als er jetzt wieder auftreten wollte, glaubte er neben sich eine Stimme ganz deutlich zu vernehmen: „Mensch, deine linke Barthälfte fehlt, reiß dir rasch die rechte auch noch ab!" — Er tat es in einer Sekunde plötzlicher Verwirrung, zu spät erkennend, daß er wohl einem schlechten Scherz zum Opfer gefallen war, denn seine linke Barthälfte prangte nunmehr wirklich einsam auf der Oberlippe. Leo Marenski half sich mit dem genialen Einfall, daß der Flachsmann in diesem Akt Zahnschmerzen bekommen hätte und deshalb die rechte Hand permanent vor den Mund halten müßte. Und gerade das soll so toll gewirkt haben, daß er diese Geste bei weiteren Vorstellungen als wirksame Nuance beibehalten hatte.

Immanuel Kant (1783):

Was ist Aufklärung?

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gern zeitlebens unmündig bleiben, und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt usw., so brauche ich mich ja nicht selbst bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft für mich schon übernehmen. Daß der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab.

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten... Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich; ja, es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, beinahe unausbleiblich ... Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen.

Annemarie in der Au

Trotz-Erntedank



Alle Bauern von Betzendorf waren stark und hart, so wie es sich für Bauern geziemte, dern Boden geizig war und sie und ihre Nachkommen dennoch ernähren mußte. Sie hatten im Verlauf von hundert Jahren ihren Boden gelehrt, so viel herzugeben, daß er auch noch der Stadt genügte, zu deren Füßen er lag.

Die Bauern von Betzendorf waren keine Kirchenläufer, aber sie schlugen das Kreuz über jedes Brot, das sie anschnitten und brachten nach jeder Ernte ihren Dank in die kleine Kirche. Der Pfarrer hatte bis zu jenem denkwürdigen Trotz-Erntedank nicht über sie zu klagen.

Dies aber ist nun die Geschichte von des Pfarrers Trotz-Erntedank:

Das Jahr war schlecht gewesen. Es war so schlecht gewesen, daß die Bauern mit dem Sparen und Einteilen nicht erst bis zu jener Zeit warteten, da kaum noch etwas dasein würde, um es einzuteilen, sondern es gleich besorgten. Und dazu gehörte nun in allererster Linie, daß sie dem Herrn Pfarrer bedeuteten: Gott könne auf keine Opfer rechnen, er habe ja auch nichts für sie getan.

Den Pfarrer wurmte es. Wurmte es weniger um Gottes willen als um einiger Armer willen, die auf ihn und die kleinen Opfer warteten. Und er sann mit Eifer, wie er zu dem kommen konnte, was er am Sonntag des Erntedank am Altar zu sehen wünschte.

Endlich hatte er einen Gedanken, und er säumte nicht, ihn in die Tat umzusetzen. Er machte die weitesten Wege, um bei den Bauern als Mittelsmann eines anderen die mannigfaltigsten Früchte der Gärten und Felder einzukaufen. Er kaufte reichlich und vergaß niemand. Und hatten die Bauern nichts zu opfern, zu verkaufen fand sich bei allen etwas. Daß der Pfarrer bei seinem Mittlergeschäft keinen Pfennig zahlte, störte sie wenig, denn der Pfarrer schien ihnen Sicherheit genug.

Und so kam es, daß die Bauern am Sonntag des Erntedankes ebenso staunend wie verlegen vor dem reichlich gefüllten Altarraum standen. Argwöhnisch bespitzelten sie sich untereinander, wer wohl so viel gespendet haben möge, um sich einen guten Platz in des Herrgotts Himmel zu sichern. Und sie ärgerten sich über die Nachbarn, am meisten aber über ihre eigene Scham, nicht selber auch zu diesem Dank etwas hinzugetragen zu haben.

Der Herr Pfarrer sah den Zorn und er sah die Scham seiner Bauern.

Er ließ sie beides lange auskosten und freute sich reinen Herzens darüber. Seine Predigt war ein Donnerwort, wie es die Bauern noch nie gehört hatten. Sie beugten sich tief darunter. Eine Welle der Ungläubigkeit aber ging durch ihre Reihen, als schließlich der Pfarrer milder versicherte, daß sie dennoch alle unter den Dankbaren seien, denn — nicht wahr? — sie spendeten doch gerne alle jene Dinge, die er als Mittelsmann seiner und ihrer aller Gottherrlichkeit eingekauft hatte, und verzichteten auf jegliche Bezahlung?

Da begriffen die Bauern alles. Aber keiner wagte es, seinem Pfarrer gram zu sein. Vielmehr atmeten sie alle auf, nickten einander befreit und zuversichtlich zu und wußten, daß nie ein Erntedank eindringlicher zu Gott hätte emporsteigen können, wie an diesem Tage.

Letzter Tag im Garten

Das Brausen der Bienen wurde zur Sage.
Nur die gierigen Wespen umschwärmen den Tisch.
Ihr Braun und Gold beschwört vergangene Tage,
das Licht überm Gurkenzelt, den silbernen Fisch.

Der Kuchen bröckelt, der Wind bläht das Tuch.
Die Tante trägt schon einen weißen Schal.
Vom Boden steigt des Grases bittrer Ruch.
Der Himmel ist ein leerer, müder Saal.

Die Eicheln der Kindheit fall'n auf den Pfad
bald liest sie niemand mehr, das fahle Kraut
zerweht, in alten Kammern schläft die graue Saat
und traurig stimmt des Apfels Lederhaut.

Eduard Steenken

Die Gedichte dieser Seite sind folgenden Veröffentlichungen des „Karlsruher Boten" entnommen: „Haus der Kindheit", eine Anthologie, und Walter Meckauer „Fremde Welt".

Vorfahren und Nachkommen

Ostdeutsche Familiengeschichte nach alten Dokumenten

Aufschlußreiche Dokumente aus der Familienbrieflade der Freiherren von Campenhausen — Tagebuchblätter, Briefe, Urkunden, Kalendernotizen —, Dokumente aus zwei Jahrhunderten (vom Nordischen Krieg bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert) wurden von S. v. Vegesack, Erzähler und Historiker, zu einem farbigen, wahrheitlgetreuen Bilde zusammengefügt: das Leben von fünf Generationen eines livländischen Geschlechtes.

Mit Balthasar, Sohn eines schwedischen Obersten, Trabant Karl XII., später Generalleutnant in russischen Diensten, werden die Campenhausen in Livland ansässig. Wir lernen die Verhältnisse am Zarenhof, den harten Existenzkampf auf einem livländischen Gut und den pietistischen Zeitstil kennen; Balthasar war mit Zinzendorf befreundet. Aus ergötzlichen Brautbriefen erfahren wir, wie damals eine Ehe zustandekam. Das Leben der nächsten Generation wird von der Aufklärung geprägt. Die jungen Barone werden mit ihren Hofmeistern an europäische Fürstenhöfe geschickt, und ein abenteuerlicher französischer Vorfahr führt uns zum Alten Fritz, zu Katharina der Großen und nach Frankreich, wo mit der Revolution die Epoche des Absolutismus zu Ende geht. Die Biedermeierzeit erleben wir in Livland. Während Christoph, ein Enkel Balthasars, im idyllischen Familienleben aufgeht, kämpft Michael Barclay de Tolly (sein Sohn heiratet Christophs älteste Tochter) als Feldmarschall Alexander I. gegen Napoleon und schreibt bemerkenswerte Briefe vom Kriegsschauplatz. Wir besuchen mit einem Familienfreund Jean Paul in Bayreuth und Beethoven in Wien und reisen mit Großtante Ernestine in der Postkutsche nach Marienbad und Karlsbad; dort widerfährt ihr etwas Unvergeßliches: sie begegnet Goethe (1823). Nach den Freiheitskriegen erwacht der Nationalismus, und der Panslawismus bedroht in den Ostseeprovinzen die von Peter dem Großen zugesicherten Privilegien. Großonkel Ernst begeistert sich für den Naturforscher K. E. von Baer und die Errungenschaften der Technik und tritt in nahe Beziehung zu bedeutenden Persönlichkeiten. Auf den Familiengütern wachsen neue Kinder heran, und Jenny, die Jüngste aus dem Hause Wesselhof, heiratet den letzten Ordnungsrichter von Wolmar, Gotthard von Vegesack. Nach seiner Amtsenthebung (im Zuge der Russifizierung) zieht sich die Familie auf Gut Blumbergshof zurück, wo Vegesacks großer Roman „Die baltische Tragödie" beginnt.

Die privaten und zugleich persönlichen Aufzeichnungen führen uns mitten hinein in den Alltag jener Menschen, in dem sich die große Politik und die geistigen Strömungen ihrer Zeit widerspiegeln. Ein Stück deutsche und russische Geschichte wird in dem außerordentlich interessanten und spannenden Werk lebendige Gegenwart.

Siegfried von Vegesack: VORFAHREN UND NACHKOMMEN. Aufzeichnungen aus einer altlivländischen Brieflade 1689—1887. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. 461 Seiten, 13 Bildtafeln, Ln. DM 18,80.

Ich bin daheim gewesen

Mit Notizblock und Kamera durchstreifte Erich von Lojewski seine alte ostpreußische Heimat und besuchte auch das heutige Warschau, das — aus den unseligen Kriegsruinen wiedererstanden, einer neuen europäischen Metropole gleicht. Seine Eindrücke hat v. Lojewski in einem bebilderten Reisebericht zusammengefaßt, der kürzlich im Verlag der Kieler Druckerei als Broschüre erschienen ist.

Es ist ein schmerzliches Wiedersehen mit der ostdeutschen Heimat nach 20 Jahren; denn so manche Felder in Masuren liegen noch brach; es fehlen den polnischen Bauern u. a. Saatgut, Dünger und landwirtschaftliche Maschinen — und die Dörfer und Kleinstädte, die zur deutschen Zeit ein gesundes Leben durchpulste, zerfallen mehr und mehr. Die dorthin verpflanzten Polen (Ukrainer in der Hauptsache) sind selbst Heimatvertriebene und haben darum auch kein Verständnis für das gegenseitige Unrecht, das durch das unheilvolle Diktat der Alliierten nach Jalta und Potsdam in Europa wurde. Der Autor spricht überzeugend auch die menschlichen Dinge an und findet in der Nachlese seiner persönlichen Erlebnisse mit den Polen und den restverbliebenen Deutschen herzerfrischende Töne, die darum so bemerkenswert sind, weil er ernstliche Gespräche mit den Polen, die bisher spärlich vernehmbar waren, zu vermitteln sucht. Manche seiner Gedanken reizen zum Widerspruch, am Ende reifen sie zur Diskussion heran.

Dr. B. A.

ICH BIN DAHEIM GEWESEN. Illustrierter Reisebericht aus dem heutigen Südostpreußen und Warschau. Verlag Kieler Druckerei, Kiel. 36 Seiten, brosch. DM 1,50.

Der Wind weht nicht wohin er will

Dieses neue Buch des Dichters Friedrich Griese ist ein sehr persönliches Buch. Es ist kein Roman im üblichen Sinne, auch keine Reportage, die von sensationellen Geschehnissen berichtet, sondern ein Erlebnisbericht aus einem bestimmten Abschnitt der Nachkriegszeit. Griese hat in seiner Heimat jenseits der Zonengrenze Schweres durchmachen müssen, er hat wie viele andere vor und nach ihm erfahren, was es heißt, rechtlos in Haft genommen zu werden und die ganze Willkür kleinlicher oder gar boshafter Widersacher zu erdulden. Aber das ist nur der Rahmen, in dem sich das eigentliche Geschehen abspielt: die Prüfung des Menschen in harter gnadenloser Wirklichkeit, der Mut zu bestehen und sich nicht erniedrigen zu lassen. Dieser Mann hat die Kraft zu lächeln, wo andere verzweifeln.

Der Bericht ist ein Dokument unserer Zeit und unserer zwiegeteilten deutschen Heimat und er ist gleichzeitig ein Zeugnis echten Menschentums, das auf alle großen Worte und billigen Klagen verzichtet. „Es ist an der Zeit, daß man in Deutschland wieder seine eigenen Dichter entdeckt", schrieb jüngst Max Tau über Friedrich Griese.

Friedrich Griese: DER WIND WEHT NICHT WOHIN ER WILL. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf. 336 Seiten, Ganzln. DM 17,80.

Jahre des Schreckens

Aufzeichnungen eines Arztes 1945—1947 in Ost- und Westpreußen

Graf Lehndorff war bei Beginn der Winteroffensive der Roten Armee im Januar 1945 als junger Arzt in Insterburg tätig und erlebte mit vielen Tausenden im eingeschlossenen Königsberg die Schrecken der Belagerung und Eroberung der Stadt durch die Rote Armee und die zügellosen Ausschreitungen der sowjetischen Soldaten nach der Besetzung. Er teilte dann mit den verhafteten Deutschen die entsetzlichen Leiden im Internierungslager und erfuhr während der folgenden Monate im deutschen Zentralkrankenhaus in Königsberg menschliche Not in vielfältiger Gestalt unter brutaler Willkür, Ausplünderung, Hunger und Seuchen. Seine Flucht aus der Stadt im Oktober 1945 führte ihn in die ost- und westpreußischen Kreise Osterode und Rosenberg, wo er bis 1947 als Arzt blieb und zum Zeugen von Vorgängen und gewaltsamen Veränderungen in dem unter polnische Verwaltung gestellten Gebiet wurde, die der deutschen Bevölkerung ihre Heimat entfremdeten und die Ausweisung schließlich als Erlösung aus ständiger Gefährdung und unerträglichen Lebensverhältnissen herbeisehnen ließen.

Den Bericht über seine Erlebnisse und Beobachtungen hat der Verfasser nach seiner Ausweisung im Mai 1947 „teils nach herübergeretteten Tagebuchaufzeichnungen, teils aus der noch überwachen Erinnerung" im darauffolgenden Winter niedergeschrieben, sich aber erst jetzt zur Veröffentlichung entschließen können, nachdem inzwischen „aus dem Geschehen der damaligen Zeit Geschichte geworden und das Persönliche aus den Grenzen der Person herausgetreten" ist.

Hans Graf von Lehndorff: EIN BERICHT AUS OST- UND WESTPREUSSEN 1945—1947. Als selbständiger Band in der vom Bundesvertriebenenministerium herausgegebenen Sammlung „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa". 255 S., Ganzln. DM 6,—.

Der große Treck

Dreizehn Jahre hat es gedauert, bis dieser umfassende Dokumentarbericht über die größte Völkerwanderung aller Zeiten, die Flucht und Austreibung von 14 Millionen Deutschen, geschrieben werden konnte. Der Verfasser, Günter Karweina, ein bekannter Journalist und Schriftsteller, hat die hier geschilderten Fälle nach Tausenden von Dokumenten und Hunderten von Interviews ausgewählt. Jeder Vorgang in diesem dramatischen und erschütternden Bericht ist belegt. Mit der Sorgfalt des Historikers hat der Autor Einzelschicksale und Weltereignisse in packenden, realistischen Szenen aufgezeichnet. Nichts wurde beschönigt, nichts übertrieben, aus keinem Wort dieses Berichtes spricht Haß oder Ressentiment. Aber er will die Erinnerung an das Unrecht wachhalten, das Millionen Menschen aus der Heimat vertrieben hat, in der ihre Familien seit Jahrhunderten lebten.

Breiten Raum des Buches nehmen die Geschehnisse des Jahres 1945 in Ostpreußen ein: der Einmarsch der Russen, der Kampf um Königsberg, Flucht über das Haff, die Gustloff-Tragödie. In den Text eingestreute Fotowiedergaben auf Kunstdruckpapier, im Anhang ein ausführliches Quellenverzeichnis. Eine Dokumentation der Vertreibung.

Günter Karweina: DER GROSSE TRECK. Dokumentarbericht über die Flucht und Austreibung von 14 Millionen Deutschen. Eduard Wancura Verlag, Stuttgart. 392 Seiten mit 16 Kunstdrucktafeln, Ganzleinen-Einband.

Genosse Wenka

„Genosse Wenka" — dieser bewegende Roman, dessen Weltauflage die Millionen-Grenze überschritten hat, zeichnet das Bild des nachrevolutionären Rußland. Der Krieg Rot gegen Weiß ist entschieden, aber noch immer werden Wälder und ganze Landstriche von versprengten Truppenteilen und Banden beherrscht. In der sibirischen Stadt Dudary soll der junge Geheimpolizist Wenka Malyschow den „Beherrscher der Taiga" in die Hände bekommen, der bisher unauffindbar und ungreifbar blieb. Ein Raubüberfall jagt den anderen, Brandstiftung und Mord sind an der Tagesordnung. Der Kampf wird immer härter. Wenka bedient sich „psychologischer Mittel" — und muß erkennen, daß es nicht allein darum geht, Frevel zu sühnen, sondern daß um das Gute gekämpft und den Menschen geholfen werden muß. Er siegt, aber es ist ein Sieg der Verzweiflung, denn Wenkas Vorgesetzte halten das gegebene Versprechen nicht ein, die Gefangenen zu schonen.

Der Autor dieses erregenden Buches, Pawel Nilin, lebt in der Nähe von Moskau im Schriftstellerdorf Peredelkino, wo auch Nobespreisträger Pasternak wohnte. Sein „Genosse Wenka" ist Protest und Botschaft zugleich, die Botschaft der Entrüstung und des Entsetzens über die Grausamkeit des Menschen dem Mitmenschen gegenüber.

Pawel Nilin: GENOSSE WENKA. Roman. Deutsch von Wera Rathfelder. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart. 308 Seiten, Ganzleinen DM 10,80.

SUCHDIENST

Gesucht wird: Karl Siegmar von Stempel, geb. 18. 9. 1925 in Domnau, Krs. Bartenstein. Wohnte in Zweiteichen im Försterhaus (Schönwiese), Krs. Heilsberg. Seit den Kämpfen Mitte April 1945 in Pillau vermißt. Er war in der 170. I. D., 420. Rgt., 4. Füsilierschwadron, die mit der 6./A R. 1541. Obltn. Heinz Gatzke, aufgefüllt wurde. (Frühere Anschrift von Oblin. Gatzke: Danzig-Langfuhr, Hetzelweg 8) Wird gesucht von seiner einzig noch am Leben gebliebenen Schwester (die geheiratet hat) Maria-Luise von Hirschheydt, geb. von Stempel, jetzt Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Edith Rinne aus Estland, wohnhaft Königsberg/Pr., staatl. tätig; soll geheiratet haben und einen anderen Namen führen. Gesucht von ihrer Nichte Marie-Luise von Hirschheydt, geborene von Stempel, Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Erna Philipp, geb. 1922, aus Pulfnick bei Allenstein. Gesucht von ihrer Freundin Marie-Luise von Hirschheydt, Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Edith Baronesse von Stempel, geb. 1884 in Jateln/Kurland, sowie ihr Bruder Arthur Baron v. Stempel, geb. 1886. Zuletzt wohnhaft in Doberan/Meckl., Prinzenstraße 4. Seit 1945 fehlt jede Spur von beiden. Gesucht von ihrer Cousine, Fr. Paula von Hirschheydt, geb. Baronesse von Schroeders, Kalven/Kurland, jetzt Landsberg/Lech, Salzgasse 127.